

Standpunkt

ZEITSCHRIFT DES EVANGELISCHEN BUNDES IN ÖSTERREICH

EB

Zwischen alter und neuer Heimat – ■
Exilerfahrung im Alten Testament

Das Heimatbild von Auslandsdeutschen ■

Vorstellung eines geförderten Projekts ■

HEFT 225/2016





Liebe Mitglieder und Freunde des Evangelischen Bundes,

die Krippe von Weihnachten steht noch und in ihrer Mitte ist der zu finden, dem der Name Jesu gegeben wird. In seinem Namen und mit der Hoffnung, dass sich erfüllen möge, was dieser Name sagt, können wir getrost die Schwelle vom alten zum neuen Jahr überschreiten. An der Schwelle können wir die Schminke ablegen, brauchen keine Bühne, keine Ausweichmanöver, verzichten wir darauf, mehr zu sein, als wir wirklich sind. Gott kennt es und hält uns besser aus, als wir uns selbst. Was taugt beim Übertritt vom Alten zum Neuen, ist die Bitte, dass Gott mit seinem Segen und seiner Kraft dabei sein möge. So gehen wir mit Gottes Namen in das Neue. Es selbst sei uns Rückenwind und langer Atem, schenke uns Phantasie und Toleranz, sei mit uns bei allen Plänen und Ideen.

In dieser besonderen Zeit erreicht Sie vorliegende Ausgabe des Standpunkts. Das Heft dokumentiert zwei Vorträge der Tagung der Evangelischen Bünde Hessen und Österreich, die im Frühjahr 2016 stattfand. Das Thema dieser internationalen Tagung war „Heimat. Verloren – verklärt – verfremdet“. Zu lesen ist der Vortrag von Dr. Stefan Fischer „Exilerfahrung im Alten Testament“ und von Dr. Karl-Heinz Schell „Das Heimatbild von Auslandsdeutschen“. Weiters berichten wir wieder von einem geförderten Projekt des Evangelischen Bundes Österreich, von einer Kinder- und Jugendfreizeit der Pfarrgemeinde Mödling in Banjole in der Nähe von Pula. Neben anderem konnten dort Wissensspiele und Aktivitäten, Spaß und Bildung den Kindern und Jugendlichen vermittelt werden. Nachrichten aus dem In- und Ausland geben Einblick in die kirchlichen und ökumenischen Entwicklungen der letzten Monate.

Im Namen des Vorstands wünsche ich Ihnen „Gottes Segen“ im neuen Jahr. Er sei bei uns bei allem, was schön und was schwer wird. Er segne unsere Wege.
Ihre/Eure

Birgit Lusche
Pfarrerin Dr. Birgit Lusche, Obfrau

Inhaltsverzeichnis

Zwischen alter und neuer Heimat – Exilerfahrung im Alten Testament 3
von Stefan Fischer

Das Heimatbild von Auslandsdeutschen..... 18
von Karl-Heinz Schell

Kinder- und Jugendzeltfreizeit in Banjole/Kroatien –
ein gefördertes Projekt des Evangelischen Bundes Österreich 35
von Marcus Hütter

Nachrichten über den Protestantismus aus aller Welt

Österreich..... 38
Ausland 45

Medieninhaber und Herausgeber: Evangelischer Bund in Österreich; Redaktion: Pfarrerin Dr. Birgit Lusche; alle: 1030 Wien, Ungargasse 9, Tel. 01/712 54 61. Hersteller: Evangelischer Presseverband in Österreich. Verlags- und Herstellungsort: Wien. Erscheint in der Regel viermal im Jahr. Preis pro Heft € 3,-; Jahresabonnement € 10,-; für Mitglieder im Mitgliedsbeitrag enthalten. IBAN: AT13 3200 0000 0747 5445, BIC: RLNWATWW, Evangelischer Bund in Österreich.

„Standpunkt“ bringt Aufsätze zu konfessionskundlichen Fragen und Nachrichten aus dem Protestantismus in aller Welt und der Ökumene, das Martin-Luther-Heft Ergebnisse der Lutherforschung.

Der Evangelische Bund in Österreich ist ein freier Zusammenschluss verantwortungsbewusster evangelischer Christinnen und Christen. Obfrau: Pfarrerin Dr. Birgit Lusche

Zwischen alter und neuer Heimat – Exilerfahrung im Alten Testament

von Stefan Fischer

1. Die Heimat verlassen – Gegenwartsbezüge

Zwischen ihrer alten und einer neuen Heimat befinden sich Menschen, die ihren vertrauten Ort aufgegeben haben und am neuen Ort noch nicht angekommen sind. Ankommen meint dabei nicht in erster Linie das räumliche Ankommen. Dieses ist Voraussetzung, um Wurzeln schlagen zu können. Es geht vielmehr darum, am neuen Ort heimisch zu werden.

Die Gründe, weshalb jemand seine Heimat verließ, schaffen sehr unterschiedliche Voraussetzungen. Wenn wir von einer „verlorenen Heimat“ sprechen, so denken wir zuerst an Menschen, die ihre Heimat verlassen mussten, also ihre Heimat durch Zwang verloren, unabhängig davon, ob sie dafür eine individuelle Schuld trugen. Dieses ist eng mit den 60 Millionen Menschen verbunden, die weltweit auf der Flucht sind und von denen ein kleiner Teil nach Europa gekommen ist und hier eine Krise ausgelöst hat. Plötzlich sind der Begriff Heimat und die damit verbundene heimatliche Identität und kulturelle Errungenschaften in aller Munde und werden gegen Fremde verwendet.

Daneben gibt es viele Menschen, die ihre Heimat freiwillig verlassen, sich also aus dem Neuen, in das sie aufbrechen, etwas erhoffen und erst im Rückblick erkennen, dass der Weg nicht mehr in die Heimat zurückführt. Dieses ist häufig bei Studierenden der Fall, die an einem der Orte des Studiums hängenbleiben, eine Anstellung finden und Wurzeln schlagen. Als ich als Student von Deutschland in die Schweiz zog, ahnte ich noch nicht, dass dieses ein Schritt in eine Vagabundenzeit war, die mich nach Israel und Afrika bringen würde und nach einem großen Bogen wieder in die Schweiz, aber nicht wieder in meine alte Heimat zurück. Heutzutage sind studentische Biografien und die ersten Jahre des Berufslebens häufig von solchen Wanderjahren geprägt, die einen dann an einem Ort

ankommen lassen. All dieses steht im Zeichen der Globalisierung, in der man sich entweder von den Möglichkeiten, die sich bieten, treiben lassen oder – und das scheint mir die jetzige Generation junger Erwachsener bewusster zu machen – in aller Zögerlichkeit gut abwägend Entschlüsse fassen kann.

2. Heimat in den Anfängen biblischer Erzählungen

Die Bibel erzählt viele Geschichten von Menschen, die ihre Heimat verlassen und sich in die Fremde aufmachen. Dahinter stehen wirtschaftliche, private oder religiöse Motive ebenso wie Kriegssituationen. Die Texte sprechen von einer Sehnsucht nach der verlorenen Heimat und dem Sesshaftwerden in der neuen Heimat. Im alten Israel und später im Judentum spielten die Flucht- und Deportationserfahrungen eine wesentliche Rolle bei einer verstärkten religiösen Identitätsbildung. Die beiden bedeutendsten Ereignisse scheinen mir dabei die gegenläufigen Ereignisse vom Verlassen der fremden Heimat Ägypten und dem Gang ins Exil nach Babylon zu sein. Das Leben in Ägypten wurde zunehmend als Sklaverei erfahren. Mit der Wüstenwanderung und der Vision eines Landes, in dem Milch und Honig fließt, entstand die Vision einer neuen Heimat. Hingegen wurde in der babylonischen Gefangenschaft zunehmend wichtig, für sich zu klären, was es heißt, im fremden Land zu leben. War dieses nur als eine Zwischenzeit anzusehen oder hieß es, sich darauf auszurichten, dort dauerhaft zu leben?

Bevor wir uns diesen großen Ereignissen wieder zuwenden, möchte ich unseren Blick auf Individualgeschichten lenken. Denn Geschichten um Heimat und Heimatlosigkeit sind immer persönliche Geschichten. Wir finden sie bereits am Anfang der Bibel. Es sind Erzählungen der Urgeschichte und der Erzelter, die auch von Heimat und Flucht handeln. Aus der Fülle der Individualgeschichten skizziere ich einige:

Adam und Eva – die ersten Heimatvertriebenen

Alles beginnt bei Adam und Eva, auch das Thema Heimat. Für das Urpaar war der Garten Eden ihre Heimat. Aus dieser Heimat wurden sie ausgewiesen und durch Bewachung des Zugangs sichergestellt, dass sie nicht zurückkehren konnten. Während dieses häufig als Strafhandlung für den Ungehorsam angesehen wird, zeigt sich bei genauerem Hinsehen, dass diese Handlung als Selbstschutz Gottes zu verstehen ist. Da die ersten Menschen vom Baum der Erkenntnis gegessen haben, so ihre kindliche Unschuld und Unmündigkeit verloren haben, sind sie in dieser Hinsicht wie Gott geworden. Sie unterscheiden sich jedoch durch ihre

Sterblichkeit, die aufgehalten wurde, solange sie vom Baum des Lebens essen konnten. Durch die Ausweisung war ihnen der Zugang zum Baum des Lebens versperrt und der Tod kehrte bei ihnen ein. Sie müssen nicht nur ihre Heimat verlassen, sondern es wird sichergestellt, dass sie nie mehr zurückkehren können. Zwar kann dieses als dauerhafte Bestrafung aufgefasst werden, die dazu noch mit Zwangsarbeit verbunden wird, da das Arbeitsgebot wiederholt wird, aber dahinter steht die Motivation des Ausweisenden, sich vor den Ausgewiesenen zu schützen. Dieses wird gerne überlesen, da der Selbstschutz Gottes vor den Menschen nicht in das heutige Gottesbild passt (1. Mose 3,22-24). Dort jedoch, wo Gott wie ein Mensch im Garten spazierende geht, begegnen sie sich auf Augenhöhe.

Unter dem Aspekt der Heimat kann festgehalten werden: Die Vertreibung aus der Heimat ist nicht nur als Bestrafung der Vertriebenen zu sehen, sondern ist auch durch ein Eigeninteresse, in diesem Fall den göttlichen Selbstschutz, motiviert.

Der Garten Eden – verlorene Heimat

Gott wies die ersten Menschen aus dem Garten Eden aus. Durch die griechischen und lateinischen Übersetzungen ist daraus das Paradies geworden. Dieses wurde immer mehr idealisiert bis dahin, dass es mit dem Schlaraffenland verbunden wurde. Der Verlust der Heimat ist eine Erinnerung von Anfang an, aber auch die Verklärung der Heimat, die sich in der Erinnerung stetig verändert.

In vielen Vergleichen wird auf den Garten Eden immer wieder Bezug genommen. Gelegentlich wird der Garten Eden auf die eigene Gegenwart bezogen: Der Ort, den Lot sich in der Nähe des Jordans wählte, um sich dort niederzulassen, war wasserreich und fruchtbar wie der Garten Eden (1. Mose 13,10), und auch das kultivierte, friedliche Land Israel erschien einem wie der Garten Eden (Joel 2,3). Unter dem Aspekt der Heimat kann hier gesagt werden, dass am neuen Ort Heimat gefunden wurde. Weiter verbreitet ist die Verklärung der verlorenen Heimat. Der Garten Eden wird zum Inbegriff zukünftiger Hoffnung. Das Schwere und Schwierige, welches mit der Schlange, dem Vergehen mit der Frucht und der Ausweisung zusammenhängt, spielt keine Rolle mehr. Vor allem wird der Garten Eden zum Inbegriff eines Ortes, in dem es einem in der Zukunft überaus gut gehen wird. Immer wieder steht er im Gegensatz zur Wüste als dem Ort des Todes. Die nach Babylon exilierten Israeliten sehen ihn als Ort zukünftiger Restauration, denn Gott macht ihre Wüste *„wie Eden und ihr dürres Land wie den Garten des HERRN, dass man Wonne und Freude darin findet, Dank und Lobgesang“* (Jes 53,3). Das durch Krieg zerstörte Land wird durch die in ihre Heimat Zurückkeh-

renden wieder aufgebaut und so zum Garten Eden (Ez 36,34.35). Dieses Thema zieht sich bis in das Neue Testament, so dass schließlich in der finalen Vision der Apokalypse die Menschheit die verlorene Heimat in gesteigerter Weise wiedererhält (Offb 22,1-3; vgl. Ez 47,12). Insofern ist die Geschichte Gottes mit der Menschheit eine Heimatgeschichte.

Kain – der erste Flüchtling

Kain war ein Mörder, ein Brudermörder und ein Verfluchter. Er fürchtete die Blutrache. Einen festen Ort als Heimat gab es für ihn nicht mehr. „Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden“ (1. Mose 4,12). Der Fluch wird im Hebräischen als lautmalerisches Wortspiel „na wa nod“ gesprochen. „na wa nod“ – das prägt sich ein. Kain – er steht für die Heimat- und Staatenlosen, diejenigen, die durch eigenes Verschulden heimatlos geworden sind. Sie, die scheinbar Vogelfreien, stehen auch unter einem Schutz. „*Und der HERR machte ein Zeichen an Kain, dass ihn niemand erschläge, der ihn fände.*“ (1. Mose 4,15). Es ist viel darüber diskutiert worden, was dieses Zeichen sei, ein Tattoo oder Brandzeichen? Irgendetwas Sichtbares. Unter diesem Schutz machte Kain sich auf, zog gen Osten. Die Gegend, in der er sich niederließ, hieß Nod, „flüchtig“, und nahm so das Wortspiel seiner Bestimmung auf. Auch wer „unstet und flüchtig“ ist, hat einen Schutzanspruch. Kain erhielt so viel Schutz, dass er eine Familie gründen konnte (1. Mose 4,17).

Noah – der erste Bootsflüchtling

In der Gesellschaft Noahs ließ es sich kaum aushalten. Aber das veranlasste ihn nicht zur Flucht. Ins Boot ging er wegen der anhaltenden Regenfälle. Die Naturkatastrophe trieb ihn und seine Familie ins Boot, auf eine unbekannte Reise. Ein Jahr waren er und seine Familie unterwegs, bis sie wieder festen Boden unter den Füßen hatten. Natürlich ist dieses eine Erzählung, die ihren Schwerpunkt nicht auf Flucht und Heimat legt, aber doch schwingt dieses als Nebenton mit, sobald man sich fragt, wie es der Familie ergangen ist. Als die Katastrophe vorbei war, landeten sie an einem neuen Ort. Wie es ihnen dort ging? Sie blieben bei ihrer Religion. Noah baute einen Altar. Sie begannen das Land zu kultivieren. Noah pflanzte einen Weinberg und trank vom Wein. Er betrank sich und lag entblößt im Zelt (1. Mose 9,21). Es ist das erste Mal, dass in der Bibel von einem Betrunknen die Rede ist. Die Beweggründe bleiben im Dunkeln. War ihm das Getränk zuvor unbekannt? War er von der Zeit im Boot traumatisiert, so dass er dem Wein zusprach? Jedenfalls führte der weitere Verlauf dieser Begebenheit zu einer mittel-

mäßigen Familienkatastrophe, in der große soziale Spannungen zwischen den drei Söhnen Noahs deutlich werden und sich über Generationen fortsetzen.

Abraham und seine Familie – Migranten

Die Familie Abrahams gehört zu den Arbeitsmigranten. Waren sie ursprünglich in Ur, einer Stadt am Euphrat, im heutigen Irak gelegen, beheimatet gewesen, so hatte sich Abrahams Vater Terach mit seiner Familie nach Haran in der heutigen Südtürkei aufgemacht. Sie siedelten nun über 1000 km weiter nordwestlich. Nach dem Tod seines Vaters brach Abraham mit einem Teil der Großfamilie auf. Ein Tross von mehreren Hundert Menschen setzte sich in Bewegung und drang in das Gebiet des heutigen Israels vor. Sie betrieben Transhumanz, waren also halbsesshafte Hirten, die von Ackerbau und extensiver Weidewirtschaft lebten. Die klimatischen Bedingungen trieben sie dazu, immer wieder weiterzuziehen. Sie waren sehr vom Niederschlag abhängig. War dieser zu gering, kehrten Hungersnöte ein und sie mussten sich aufmachen, um andernorts Hilfe zu suchen. Sie kamen nach Ägypten und in den Bereich philistäischer Herrschaft (1. Mose 12; 20; 26). Im Gebiet der Philister wurde ihnen die Möglichkeit gegeben, ihren Lebensstil beizubehalten. So siedelte sich Abraham, und später wieder Isaak, in Gerar an. Abrahams Herden waren jedoch im Grenzgebiet zu Ägypten unterwegs. Es wird von Angst vor der Macht der Herrschenden berichtet, aber auch von freundlicher Aufnahme und Schutz. Abrahams Familie war erfolgreich, so sehr, dass sie den Neid der Philister hervorriefen. Nach dem Tod Abrahams führte dieses unter Isaak zu Gehässigkeiten wie dem Verstopfen der Brunnen, die für das Tränken des Viehs lebensnotwendig waren. Schließlich kam es zur Ausweisung und damit zu neuen Konflikten. Denn wo sollten diese Menschen bleiben? Immer wieder ging es um die Brunnen, welche damals die Lebensgrundlage bildeten.

Der Ressourcenstreit konnte schlussendlich durch einen Vertrag beigelegt werden (1. Mose 26,12-33). Der Erfolg Abrahams führte auch intern zu Spannungen. Diese zeigen sich am Verhältnis zu seinem Neffen Lot. Als Familie hielten sie zusammen, jedoch mussten Lösungen gefunden werden, um schwelende Konflikte zu lösen.

Lot – ein integrierter Migrant

Das Wachstum der Viehherden von Abraham und Lot führte zu Streit und in dessen Folge zu einer einvernehmlichen Trennung (1. Mose 13,5-12). Oder anders ausgedrückt: Die Migranten breiteten sich aus. In der Erzählung vom

Untergang der Stadt Sodom gibt es einen kleinen Hinweis zur Integration. Da heißt es, dass Lot im Tor von Sodom saß (1. Mose 19,1). Dieses wird von vielen Exegeten als Hinweis auf die Integration Lots gesehen. Im Tor war die Gerichtsbarkeit angesiedelt, dort saß der „Stadtrat“. Diese Momentaufnahme weist auf die Möglichkeit hin, als wohlhabender Ausländer in eine verantwortliche Position aufzurücken.

Jakob und Josef – Familienfehden als Ursache der Migration

Es sind nicht immer die geopolitischen Umstände, die Menschen dazu veranlassen ihre Heimat zu verlassen. Die Ursachen können auch in der Familie liegen. Der Brudertwist von Jakob und Esau ist geradezu sprichwörtlich geworden. Bei ihnen ging es ums Erbe. Damals stand es dem Älteren zu. Bei Zwillingen ist die Akzeptanz des Älteren nicht selbstverständlich. Jakob, der Jüngere, ergaunerte sich für ein Linsengericht das Erstgeburtsrecht und später den väterlichen Segen (1. Mose 25,28-34 27,1-40). Die Situation eskalierte, so dass er sich schließlich zur Flucht veranlasst sah. Jakob fand Aufnahme bei seiner Verwandtschaft in Haran. Familie kennt keine Landesgrenzen. Bei einem anderen Teil der Familie unterzukommen bietet eine verlässliche Sozialstruktur, um niemandem zur Last zu fallen.

Etwas anders ist die Situation bei Josef und seinen Brüdern gelagert. In der Polygamie, die Jakob führte, war Josef der erste Sohn seiner Lieblingsfrau und gleichzeitig der zweitjüngste von 12 Brüdern. Jakob hätschelte Josef. Diese Bevorzugung führte zu Neid. Als sich die Gelegenheit ergab, schlug dieser in Hass um und Josef wurde als Sklave verkauft (1. Mose 37,38) und weiterverkauft. Er wurde zur Handelsware. So kam er ins Ausland, nach Ägypten, in einen fremden Haushalt. Haushaltssklaven sind leicht sexuellen Übergriffen ausgeliefert. Als er sich verweigerte, wurde offensichtlich, dass er von der Willkür seiner Besitzer abhängig war. Gegen Verleumdung konnte er sich nicht wehren. Ohne Rechtsprozess wurde er ins Gefängnis geworfen (1. Mose 39,7-20). Sklaven, insbesondere im Haushalt, sind eine vergessene Gruppe von Menschen, die fern ihrer Heimat leben.

Mose – Flucht vor Strafverfolgung

Mose war als Ausländer in Ägypten in privilegierter Stellung aufgewachsen. „Was heißt schon Ausländer?“ muss man sich bei Mose fragen, dessen Vorfahren seit Jahrhunderten in Ägypten lebten. Als soziale und religiöse Gruppe waren sie Fremde geblieben, gehörten nicht zur Oberschicht, bei der die Fäden der Macht zusammenliefen. Mose hatte durch eine besondere Fügung eine Zwischenstel-

lung inne, war im Umfeld des ägyptischen Königs aufgewachsen, gehörte zu den sozial Bessergestellten. Die Israeliten waren dennoch seine hebräischen Brüder. Sie wurden zu Zwangsarbeiten gezwungen. Die Gefahr des Ausnutzens des damit gegebenen Machtverhältnisses durch die Ägypter lag nahe. Als jemand von einem Ägypter geschlagen wurde, reagierte Mose. Er erschlug den Schläger vorsätzlich. Jedoch war er dabei nicht so unbemerkt, wie er meinte. Um sich der Strafverfolgung, in diesem Fall seiner Tötung, zu entziehen, floh er ins Ausland. Sozial stieg er ab, konnte froh sein, als Schafhirte unterzukommen. Im Land Midian wurde er als Ägypter wahrgenommen. Wohl auch eine typische Erfahrung, die manche machen. Der Binnenkonflikt zwischen Ägyptern und Israeliten wurde im Ausland nicht wahrgenommen. Mose galt als Ägypter.

Jahrzehnte verbrachte er fern seiner Heimat, beobachtete diese und kehrte zurück, als es dort zu einem politischen Wandel kam und der Pharao, der ihm nach dem Leben trachtete, starb (2. Mose 2,11-25; 4,18-23).

Bei Mose zeigt sich ein vielfältig schillerndes Verhältnis zur Heimat. Die Gesellschaft in seinem Heimatland Ägypten war inhomogen. Das führte zu Spannungen, bei denen Mose Stellung bezog. Insofern mag der Mord des Mose auch als politisch motiviert betrachtet werden. War Mose ein flüchtiger Mörder oder ein politisch Verfolgter? In der Ferne schien dieses niemanden zu interessieren. Dort fand er Aufnahme, heiratete, gründete eine Familie. Man könnte meinen, er hätte alles hinter sich gelassen. Aber familiäre Bande hatte es immer noch gegeben. Nach Jahrzehnten kehrte er doch wieder nach Ägypten zurück und wurde dort politisch aktiv. Er brach eine Auseinandersetzung vom Zaun, die zu inneren Unruhen und schließlich einer großen Migrationsbewegung, dem Exodus, führte.

Im Alten Testament wird dieser letzte Teil als Gottes Berufung an Mose geschildert. Für das Verhältnis zur Heimat kann auch die Religion ein wichtiger Motivationsfaktor sein, der aber zu unterschiedlichen Sichtweisen führt. Aus der Sicht der Ägypter wurde diese religiöse Motivation zur Bedrohung. Der Konflikt führte schließlich zur Vertreibung der Israeliten (2. Mose 12,33) und ihrer Verfolgung (2. Mose 14,9). Im Rückblick wird die Geschichte unterschiedlich wahrgenommen: Wurden die Israeliten vertrieben oder wollten sie ziehen? Jedenfalls tauschten sie die Heimat gegen eine ungewisse Zukunft, angeführt von einem Mörder, der Jahrzehnte im Ausland verbracht hatte.

Die Auflistung und Skizzierung von Menschen in ihrem Verhältnis zur Heimat könnte noch lange fortgeführt werden. Durch die patriarchale Erzählstruktur sind es vor allem Männer, die hier genannt wurden, denn diese dominieren die Erzählung. Erzählungen, die mehr auf Frauen fokussieren, wie die des

Buches Rut, sind ebenso Geschichten von Heimat und Fremde. Im Folgenden sollen die Beweggründe, die Heimat zu verlassen, zusammengestellt werden.

Die Erzählungen der Genesis sind Familiengeschichten von Menschen zwischen einer alten und einer neuen Heimat. Migration stand schon damals im Zeichen der Wirtschaft und des Klimas. Hungersnöte blieben ständige Begleiter der Geschichte Israels (2 Kö 8; Rut 1). Dazu traten persönliche, familiäre Gründe und die Flucht vor Strafverfolgung. Mit dem Exodus kam ein politisches Element der Befreiung in den Blick, verbunden mit der Vision von einem besseren Leben in einem Land, „in dem Milch und Honig fließt“ (2. Mose 13,5).

Der geopolitische Kontext von Krieg und Frieden kommt in den Familiengeschichten nur am Rand zum Tragen. Hier könnte etwa auf die Gefangennahme von Lot während eines Krieges verschiedener Kleinkönigtümer (1. Mose 14) verwiesen werden. Nach der Ausbildung eines israelitischen Staates stand dieser häufig in kriegerischen Konflikten, die ebenfalls zu Flucht, Vertreibung und Aufnahme führten (2 Sam 4,3; 2 Kö 16,6; Jes 16,4).

3. Heimat und Exilerfahrung Israels

Nachdem Heimat im familiären Kontext betrachtet wurde, soll nun eine einschneidende Erfahrung Israels ausgeführt werden, nämlich die Heimat im Horizont des Exils.

Geschichtlicher Hintergrund

Dem babylonischen Exil ging das assyrische voraus. Nach einer längeren Vorgeschichte kam es im Jahr 722 v. Chr. zur Zwangsdeportation der zehn Stämme des Nordreiches Israels und im Gegenzug zur Zwangsumsiedlung von Bevölkerungsgruppen aus anderen Gegenden des assyrischen Reiches. Die zwei Stämme des Südreiches Juda, die von nun an den Reststaat Israels bildeten, konnten einer Deportation entgehen. Mehrfache Raubzüge und Deportationen schwächten Juda im 7. und 6. Jahrhundert und bereiteten seinen Untergang vor. Seine Könige wurden zeitweilig deportiert und der Tempelschatz, der wohl auch als Teil der Staatskasse zu verstehen war, geplündert (2 Chr 33,11-13; 2 Chr 36,6-7). Nachdem das babylonische Weltreich das assyrische abgelöst hatte, kam es unter den Babyloniern zu mehreren Deportationen, die schließlich zum Untergang des Königreiches Juda führten. Die Umsiedlung von Mitgliedern der königlichen Familie und der Oberschicht (ca. 606 v. Chr.) nach Babylon zielte auf die Ausbildung und

Erziehung einer gebildeten, integrierten Oberschicht. Am bekanntesten sind wohl Daniel und seine drei Freunde zur Zeit Nebukadnezars:

„Und der König sprach zu Aschpenas, seinem obersten Kämmerer, er sollte einige von den Israeliten auswählen, und zwar von königlichem Stamm und von edler Herkunft, 4 junge Leute, die keine Gebrechen hätten, sondern schön, begabt, weise, klug und verständig wären, also fähig, an des Königs Hof zu dienen; und er sollte sie in Schrift und Sprache der Chaldäer unterrichten lassen. 5 Und der König bestimmte, was man ihnen täglich geben sollte von seiner Speise und von dem Wein, den er selbst trank; so sollten sie drei Jahre erzogen werden und danach vor dem König dienen. 6 Unter ihnen waren aus Juda Daniel, Hananja, Mischael und Asarja. 7 Und der oberste Kämmerer gab ihnen andere Namen und nannte Daniel Beltschazar und Hananja Schadrach und Mischael Meschach und Asarja Abed-Nego.“ (Daniel 1,3-7).

Die Ausbildung in einer fremden Sprache und die Zuweisung von neuen Namen sind deutliche Zeichen, eine neue Identität verleihen zu wollen. Von so ausgebildeten, loyalen Menschen in einflussreichen Positionen erhoffte man sich Einfluss und politische Stabilität. Nicht im Blick hatte man die religiöse Inkompatibilität der jüdischen Exklusivität mit dem babylonischen Pantheismus. Dieses führte später zu Konflikten (Dan 1,8; 3,1-33; 6,6).

Zu einer einschneidenden Deportation kam es etwa zehn Jahre später (598/7 v. Chr). Nebukadnezar beschränkte sich nicht darauf, den König Jojachin und Mitglieder des Königshauses zu deportieren und die Schätze von Tempel und Palast zu plündern, sondern er leitete Umsiedlung im größeren Stil ein. Von 10.000 Einwohnern Jerusalems ist die Rede. Dazu zählten Hofbeamte, Oberste, kriegstüchtige Männer, Schmiede, Schlosser, aber auch der königliche Harem. Zurück blieb die Unterschicht des Volkes. (2 Kön 24,11-16).

Anstelle des Versuchs, durch Umerziehung und Loyalität zu steuern, kam es nun zur Schröpfung dessen, was im Land vorhanden war, sei es an materiellem oder menschlichem Kapital. Die einen fanden sich nun in ihrer verarmten und geplünderten Heimat wieder und die anderen in der Fremde.

Davon wird auch in außerbiblischen Quellen berichtet. In der babylonischen Chronik heißt es: *„Im 7. Jahre, im Monat Kislev, bot der König von Akkad seine Truppen auf und zog nach dem Hehiterlande. Die Stadt Juda belagerte er. Am 2. Adar eroberte er die Stadt. Den König nahm er gefangen. Einen König nach seinem Herzen setzte er dort ein. Seinen schweren Tribut nahm er mit und führte ihn nach Babel.“ (TUAT I, 403f).*

Ein Jahrzehnt später hatte sich der Widerstand der Restbevölkerung so stark formiert, dass es zu einem großen Feldzug kam, der zur Wegführung ins baby-

lonische Exil führte. Zuerst wurde das Umland von Juda erobert, bis nur noch die Städte Lachisch und Aseka übriggeblieben waren (Jer 34,6-7). Beschriebene Tonscherben (Ostraka), auf denen militärische Botschaften ausgetauscht wurden, legen ein beredtes Zeugnis von diesen Kämpfen ab: „*Und er (mein Herr) soll wissen, dass wir das Signal von Lachisch beobachten, entsprechend allen Zeichen, die mein Herr gegeben hat. Jedoch, Azeqaba sehen wir nicht.*“ (Lachisch Ostrakon IV).

Schließlich wurde auch Jerusalem eingenommen. Palast, Tempel und Wohnhäuser wurden zerstört. Zurück blieb eine ländliche Restbevölkerung. Einzelne Deportierte wurden anscheinend in einem Schauprozess zu Nebukadnezar gebracht und dort ermordet. Ein Statthalter wurde eingesetzt (2 Kön 25,1-22).

Die Einnahme der Stadt und Schleifung der Stadtmauern bewirkten, dass es kein Zentrum mehr gab. Die Plünderung und Zerstörung des Tempels führten zur Verarmung. Die Deportation der wohlhabenden Stadtbevölkerung hatte Auswirkungen auf die soziale Zusammensetzung im Exil. Durch den Verbleib der Unterschicht, welche für ihren eigenen Lebensunterhalt Landwirtschaft betrieb, hatte das Land auch für die babylonische Verwaltung einen gewissen Nutzen und warf Steuern ab.

Die Herrschaft von Nebukadnezar währte lang (605–562). Erst unter seinem Nachfolger Amel-Marduk (= Ewil-Merodach) wurde der inhaftierte König Jojachin aus dem Gefängnis entlassen (2 Kön 25,27).

Heimat und die Exilserfahrung Israels: Soziale, kulturelle und religiöse Folgen

Während unter Nebukadnezar Wert darauf gelegt wurde, dass es zu keinem neuen Aufstand kam und sich das Königtum nicht neu formieren konnte, ging es gleichzeitig darum, die Deportierten sinnvoll zu integrieren. Für die Annahme der neuen Situation war eine Aufforderung des Propheten Jeremia bezeichnend. Er wandte sich an die Deportierten:

4 So spricht der HERR Zebaoth, der Gott Israels, zu den Weggeführten, die ich von Jerusalem nach Babel habe wegführen lassen: 5 Baut Häuser und wohnt darin; pflanzt Gärten und esst ihre Früchte; 6 nehmt euch Frauen und zeugt Söhne und Töchter, nehmt für eure Söhne Frauen, und gebt eure Töchter Männern, dass sie Söhne und Töchter gebären; mehret euch dort, dass ihr nicht weniger werdet. 7 Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum HERRN; denn wenn's ihr wohl geht, so geht's auch euch wohl. (Jer 29,4-7).

Die Deportierten sollten sich nicht der neuen Situation verweigern, sondern ihre neue Heimat anerkennen, sesshaft werden, Familien gründen, positive Ziele verfolgen. Zugleich sollte es jedoch zu keiner Aufgabe der eigenen religiösen Identität kommen. In diesem identitätsstiftenden Bereich sollte Israel von Babylon grundverschieden bleiben. Dieses sollte jedoch nicht als Bedrohung wahrgenommen werden, sondern auch in ihren Gebeten sollten sie auf das Allgemeinwohl ausgerichtet sein.

Nach dem Verlust von Königtum, Tempel, Kult und Land wurde hier der Blick vorwärts gerichtet. Wo es keinen Tempelkult und damit keine zentralen Opfer mehr gab, musste sich auch die Religion verändern. Jeremias Aufruf zum Gebet und nicht zu Opfern fügt sich hier ein.

Identitätsmerkmale der Exilierten

Es kam zu gemeinschaftlichen Ansiedlungen der ersten Deportierten (Ez 1,1) und Organisationen mit einem Ältestenrat (Ez 8,1; 14,1). Spätere Texte verweisen auf die Wichtigkeit der Sippenzugehörigkeit (Esr 2; Neh 7).

Der Verlust des äußeren Kultes verlangt nach neuen Formen. Kulturell-religiöse Zusammenkünfte in kleineren Gemeinschaften, wie an den Wassern zu Babylon (Ps 137,1-2), könnten die Anfänge synagogaler Gottesdienste gewesen sein. Ohne Opferkult kam es zu einer thematischen Fokussierung und theologischen Reflektion über das verlorene Land und den Tempel, aber auch die Frage nach der Treue Gottes und seinem Bund stellte sich. Es liegt nahe, dass es deshalb in Babylon zu einer größeren literarischen Tätigkeit kam, welche im Alten Testament Eingang fand.

Anpassungen zeigen sich bei der Übernahme des babylonischen Kalenders. Im religiösen Bereich wurde sich darum bemüht, eine eigene Identität zu wahren. Deshalb wurde im Festkalender das Passahfest wegen des babylonischen Neumondfestes verlegt, so dass diese getrennt blieben.

Neben dem babylonischen Reich wuchs das Persische Reich heran. Am Horizont der Weltgeschichte ging der Stern von Perserkönig Kyros auf. Als 539 v. Chr. Babel unter seine Herrschaft kam, brach auch für die exilierten Israeliten eine andere Zeit an. Er verfolgte eine andere Politik.

Der Aufstieg von Kyros zum neuen Weltherrscher führte zu einer neuen Politik. Auf dem Kyros-Zylinder proklamierte Kyros der Große nach dem friedlichen Einmarsch in Babel seine Herrschaft (539 v. Chr.). Dass der Kyros-Zylinder

1971 von den Vereinten Nationen als „Erste Menschenrechtscharta“ bezeichnet wurde, scheint mir zwar nicht ganz zutreffend, weist aber auf einen neuen universalen Gedanken hin. Kyros stellte sich als Wohltäter dar, um zu Unrecht auferlegte Steuern zu erlassen, Sklaverei zu beenden, die verschiedenen religiösen Zentren wieder herzustellen und Enteigneten ihre Häuser wiederzugeben.

Die Israeliten erlebten unter Kyros eine prägende Zeit. Während der Persezeit übernahmen sie religiöse Vorstellungen von der Zoroaster-Religion, etwa den Dualismus und ausgeprägte Ewigkeitsvorstellungen. Herausragend ist das Festhalten an der Exklusivität des Gottes Israels und die gleichzeitige Anerkennung des fremden Königs Kyros als Gesalbter Gottes, der von Gott unwissentlich gebraucht und ihm unterstellt wird (Jes 45,1; 45,5).

Kyros ermöglichte Israel die Rückkehr aus dem Exil. Davon machte aber nur ein kleiner Teil der Bevölkerung Gebrauch, da die neue Generation nach mehr als einem halben Jahrhundert längst heimisch geworden war. Die Zählung ergab 42.360 Rückkehrer (Esra 2,64). Achämenidische Keilschrifttexte zeugen von jüdischen Personennamen mit theophoren Elementen und verweisen nebenbei auf den Verbleib, so etwa Abdayahu, Abduyahu (Diener Jahwes), Achiyama (Bruder ist Jahwe), Bana'ıl (Geschaffen hat Gott) und Mattannuyama (Gabe Jahwes).

Nach dem Esrabuch unterstützte Kyros als höriger Diener des Gottes Israels den Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem finanziell (Esra 6,7-10; 7,20), und Exilierte, die zu Reichtum gekommen waren, spendeten reichlich für die Rückkehrer und ihre Mission (Esra 2,68-69; vgl. Sach 6,10-11).

Gesetzgebung – die Fremden betreffend

Im Exil wurde die Erinnerung an die eigene Geschichte wachgehalten. Die identitätsstiftende Exoduserzählung hielt die Erinnerung wach, Fremder gewesen zu sein. Das sog. Bundesbuch (2. Mose 24,7), welches in seinen Anfängen aus der Frühzeit der Monarchie stammen dürfte, wurde in diese Erzählung eingefügt und angepasst. Die Erinnerung an die Zeit in Ägypten führte zu einer toleranten Gesetzgebung:

„Einen Fremden sollst du nicht ausnützen oder ausbeuten, denn ihr selbst seid in Ägypten Fremde gewesen.“ (2. Mose 22,20) „Einen Fremden sollst du nicht ausbeuten. Ihr wisst doch, wie es einem Fremden zumute ist; denn ihr selbst seid in Ägypten Fremde gewesen.“ (2. Mose 23,9).

Für den Fremden galt eine grundsätzliche Gleichbehandlung:

„Und wenn ein Fremder bei dir – in eurem Land – als Fremder wohnt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. 34 Wie ein Einheimischer unter euch soll euch der Fremde sein, der bei euch als Fremder wohnt; du sollst ihn lieben wie dich selbst. Denn Fremde seid ihr im Land Ägypten gewesen. Ich bin der HERR, euer Gott. 35 Ihr sollt nicht Unrecht tun im Gericht, im Längengmaß, im Gewicht und im Hohlmaß.“ (3. Mose 19,33-35).

Ihm stand die Flucht in die Freistädte, die Vorläufer des (Kirchen-)Asyls zu (4. Mose 35,15).

Auch religiöse Gesetze, die nicht den Kult, sondern das Sozialleben betrafen, galten auch für den Fremden. Das Sabbatgebot umfasste auch den Fremden:

„Sechs Tage kannst du deine Arbeit verrichten, am siebten Tag aber sollst du ruhen, damit dein Rind und dein Esel ausruhen und der Sohn deiner Sklavin und der Fremde zu Atem kommen.“ (2. Mose 23,12)

Gleiches galt für andere Feiertage, wie den Jom-Kippur-Tag (3. Mose 16,29).

Nach der Rückkehr aus dem Exil zeigte sich eine andere Praxis. Sie war nicht mehr von Toleranz geprägt, sondern von einer religiös motivierten Intoleranz. Während in der Erzählung der Sklaverei in Ägypten der Verlust der eigenen Identität nie ein Thema war, scheint die geschichtliche Erfahrung des Exils Gewicht auf die eigene Identität gelegt zu haben. Das Exil führte natürlicherweise zu einer zunehmenden Durchmischung der Bevölkerung. Dieses Zeichen gelungener Integration wurde nun zur religiösen Bedrohung. Die Rückkehrer nach Jerusalem sahen ihre Identität nicht nur durch ihre eigenen Ehen, sondern auch durch die in Jerusalem anwesende Mischbevölkerung bedroht.

Die Abgrenzung wurde betont und gefordert, alle nicht-jüdischen Frauen und die von ihnen geborenen Kinder fortzuschicken. Dieses wurde mit dem Gesetz begründet. Dabei wurde der oben aufgezeigte grundsätzliche Schutz der Fremden jedoch nicht erwähnt, sondern die Mischehen als Treubruch gegenüber Gott angesehen (Esra 10). Während das Gesetz den Fremden schützte, führte diese Praxis mit dem Verweis auf das Gesetz zum Gegenteil, zur Abschiebung. Zur Begründung wurden schlechte Erfahrungen mit einzelnen Volksgruppen in der Vergangenheit angegeben, die früher zum Ausschluss von der Teilnahme an Versammlungen geführt hatten (Neh 13,1-3; vgl. 5. Mose 13,4). Dass die identitätsstiftenden Erzväter ausländische Frauen genommen hatten und damit die eigenen Wurzeln dort liegen, wird ausgeblendet.

Als weiteres bedrohtes Identitätsmerkmal wird die Sprache angegeben, denn Nehemia „*sab in jenen Tagen die Juden, die aschdodische, ammonitische und moabitische Frauen geheiratet hatten. Und die Hälfte ihrer Kinder redete aschdodisch, keines von ihnen konnte jüdisch reden, sondern nur in der Sprache des einen oder des anderen Volkes*“ (Neh 13,23-24).

Bei Aschdodisch lässt sich zuerst an einen lokalen Dialekt als Variante des Philistäischen denken. Die genaue Identifikation ist für das Argument unwesentlich, den Aschdodisch steht als Chiffre für die Sprache aller möglichen Völker. Es geht um die Abwehr des Ausländischen.

Während der Erzählszusammenhang diese Texte mit der Rückkehr aus dem Exil in Verbindung brachte, wird er heutzutage häufig in das ausgehende 4. Jh. v. Chr. datiert, so dass die Identität auch noch im Zusammenhang mit der Hellenisierung gesehen werden kann. Jedenfalls führte die Bedrohung der eigenen Identität zu Maßnahmen gegen Fremde, die als Reinigung von allem Ausländischen (Neh 13,30) angesehen werden, von außen betrachtet aus heutiger Perspektive aber ungerecht und missbräuchlich waren.

Dieser Streifzug durch die Individualgeschichten zeigt ein buntes Spektrum von Heimat und Heimatverlust auf. Die ausgewählten Beispiele nehmen urmenschliche Verhaltensweisen und Beziehungsmuster auf, so dass diese Geschichten auf die eigene Gegenwart hin aktualisiert und in die meinungsbildende Diskussion eingebracht werden können.

Am Beispiel des babylonischen Exils wurde aufgezeigt, wie sehr Heimat identitätsstiftend ist. Insofern sie mit einem Ort verbunden ist, wird die räumliche Trennung so lange empfunden, bis jemand zurückkehrt oder am neuen Ort heimisch wird. Der Verlust der Heimat führte in Israel zu einer stark veränderten Identität. Einerseits wurde im interkulturellen Austausch viel übernommen, andererseits wurde eine nationale und religiöse Identitätsbildung verstärkt, die zur Absonderung führte.

Dort, wo die eigene Identität nicht bedroht wird, ist Platz für Fremde. Hier fügt sich eine Vision der Propheten ein, in der das ins Land heimgekehrte Volk Israel seinem Gott dienen wird und die fremden Völker dort ebenfalls anwesend sind, allerdings ihnen untergeben (Jes 61,4-6). Erst die seit dem Verlust des Garten Edens latent vorhandene Sehnsucht nach einem universalen Heil überwindet den Heilsnationalismus (Ez 48), so dass die Vision eines zukünftigen Garten Edens nicht mehr national begrenzt bleibt (Ez 47,12) sondern universal zur Heilung der Völker führen wird (Offb 22,2). Wenn jeder Heimat gefun-

den hat, dann wird es keine Heimatlosen mehr geben. Dort, wo diese nicht als Utopie, sondern als Vision betrachtet wird, sind wir auf dem Weg zu einer heilen, da geheilten Welt.

Zum Autor:

PD Dr. Stefan Fischer, geboren 1966 in Lemgo/Deutschland, studierte Theologie und Ägyptologie in Basel, Jerusalem, Pietermaritzburg und Pretoria. Nach dem Vikariat und der Promotion im Alten Testament war er von 1997 bis 2001 Lehrstuhlinhaber für Altes Testament und Hebräisch am Morija Theological Seminary, Lesotho, und 2000/01 Lehrstuhlvertreter an der National University of Lesotho, Roma Lesotho. Seit 2001 ist er Pfarrer der Evangelisch-reformierten Kirche Basel-Stadt und seit 2002 Research Associate an der University of the Free State, Bloemfontein, Südafrika. Seit 2006 ist er Assistent am Institut für Alttestamentliche Wissenschaft und Biblische Archäologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien. 2009 wurde er mit einer Arbeit über das Hohelied Salomos habilitiert.

Das Heimatbild von Auslandsdeutschen

von Karl-Heinz Schell

1. Impressionen und Erfahrungen aus vier Jahrzehnten

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder,

ich bin dem Evangelischen Bund dankbar für die Gelegenheit, einige meiner Gedanken zum Vortragsthema zusammenstellen zu können. Von endgültigen Ergebnissen bin ich noch weit entfernt; dafür ist noch viel zu vieles in mir im Fluss; besonders jetzt, wo ich erst ein Jahr aus China zurück bin. Aber sehr gerne möchte ich Sie teilhaben lassen an meinen Erfahrungen, Gefühlen und Gedanken als ein Deutscher, der insgesamt in vier Ländern gelebt hat, und als jemand, der das Leben anderer Deutscher im Ausland begleitet und wahrgenommen hat.

Grundsätzliches: Einerseits habe ich festgestellt, dass ich zehn von 30 Dienstjahren im Ausland verbracht habe; die meiste Zeit davon in deutschsprachigen Auslandsgemeinden. Dort war ich Deutscher unter Deutschen, wie auf einer Insel, auf Inseln, umgeben vom Meer und den Wellen des Gastlandes. Aber auch als Ausländer habe ich gelebt, MIT Amerikanern, MIT Indern, Japanern und Chinesen. So sehr, dass ich z.B. in Japan bis heute familiären Anschluss habe, und auch in den USA und in China bei Einheimischen immer einen Ort, wo ich mich zu Hause fühlen kann.

Frage 1: Was passiert durch solche Erfahrungen mit dem Deutschlandbild, das man hat oder hatte?

Frage 2: Was passiert mit dem, was man als Heimat definierte, wenn eine zuvor fremde Region als neue Heimat dazu kommt?

Frage 3: Was passiert mit einem selbst, wenn das Land, das man verlassen hat, nicht mehr das Land ist, in das man zurückkehrt?

Aber: Ich will einmal weit vorne anfangen.

1.1. Als Westerwälder in Deutschland

Was war die erste Fremdsprache, die Sie erlernt haben? Meine erste Fremdsprache war: Hochdeutsch. Ich stamme aus dem Westerwald, und da hat man in meiner Kindheit noch fast überall Westerwälder Platt gesprochen. Das ist ein moselfränkischer Dialekt, der sich von Ort zu Ort unterscheidet und dem deshalb auf lange Sicht leider kein Überleben garantiert ist. Es ist ein Dialekt, der in seiner Bodenständigkeit und Bilderfülle viele Lebensweisheiten auszudrücken weiß. Es ist eine Sprache, deren Bilderwelt und Pragmatismus gut geeignet ist zum Halten von Predigten nicht mit Weißbrot-, sondern mit Körnerbrotcharakter.

Hochdeutsch als Fremdsprache: Ich erinnere mich noch an eine Deutschstunde in der Grundschule. Da stand im Lesebuch: „Hans hat einen Riss in der Hose.“ Klein Karl-Heinz las nicht, was geschrieben stand, sondern was er für sich übersetzte: „Hans hat einen Ritz in der Buxe.“ Die Mitschüler lachten; manche sicher aus Empathie.

Man hat herausgefunden, dass Menschen, die mit einem Dialekt als Muttersprache aufwachsen und dann Hochdeutsch lernen, relativ schnell auch weitere Fremdsprachen erlernen. Was ich sagen möchte, ist Folgendes: Ja, der Mensch hat eine regionale Zugehörigkeit, und die kann stärker und prägender sein als die nationale Zugehörigkeit.

1.2. Als Deutscher in den USA – Deutsche in den USA

1.2.1. Das erste Mal: Texas 1979–1980

Als ich im Jahr 1979 nach meinem theologischen Grundstudium als International Student 19-jährig in die USA ging, war es in der Selbstwahrnehmung nicht so sehr der Deutsche, sondern der Westerwälder, der in Austin, Texas, ankam. Dass ich allerdings von meinen Kommilitonen nicht als solcher (regional), sondern als German (national) wahrgenommen wurde, sollte mir in meinem Studienjahr am Austin Presbyterian Theological Seminary mehr als einmal auffallen:

- „Ha! Du bist Deutscher; das sieht man daran, dass du Sandalen mit Socken trägst. Das machen alle Deutschen.“
- „Deutsche sind sehr gründlich.“
- „Deutsche sind immer so ernst.“
- „Gib'ts eigentlich noch viele Nazis in Deutschland? Waren in deiner Familie Nazis?“

- Ein Student: „Wir müssen hier Karl Barth lesen. Zwar auf Englisch. Aber: uff. Der ist anstrengend.“
- Ein anderer Student: „Ich liebe Dietrich Bonhoeffer.“
- Ein dritter: „Hey, Karl! Kein Wunder, dass ihr in Deutschland so viele Philosophen habt. Ihr habt ja kaum Sonne! Da muss man doch ins Grübeln kommen. Ich war mit der Army zwei Jahre in Wiesbaden stationiert. Ich weiß, wovon ich rede.“ „Oh ja, Recht hast du!“, konnte ich ihm später sagen. Ich lebte ein Jahr in Texas (mit 300 Sonnentagen im Jahr) und wurde nach meiner Rückkehr in deutsche Lande im Herbst depressiv. Deutschland: Schlechtwetterland (In Irland sagt man: Es gibt kein schlechtes Wetter, nur unpassende Kleidung.)

Auch Heinz-Joachim Held, einer der Auslandsbischöfe der EKD, hatte 1952/53 am Austin Seminary studiert. Er war der erste Deutsche sieben Jahre nach Kriegsende. Es gibt noch eine Diasammlung über ihn in der Bibliothek des Seminary. 25 Jahre später kam der nächste Deutsche (ich), und nach weiteren 35 Jahren überlegen die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau und Austin Seminary zurzeit, wie wir das deutsch-amerikanische Ökumeneprogramm wieder neu beleben können.

Ach ja: Von Ed Kloppe, Texaner deutscher Abstammung, habe ich deutsche Volkslieder singen und spielen gelernt. Seine Großeltern waren Ende des 19. Jh. von Stralsund in die USA ausgewandert. Ed und ich spielten samstagabends oft zusammen in dem bayerischen Restaurant „Alpine Cottage“ in Austin. So verdiente ich mir schon mal einen Sauerbraten. Und der 19-jährige Karl lernte: Die meisten Lieder sind ja gar nicht von Adolf! Wie reichhaltig ist unsere Liedkultur.

1.2.2. Das zweite Mal: Florida 1985

Nach meinem Ersten Theologischen Examen ging ich, angeworben durch den Florida Council of Churches (FCC) und seinen Direktor Walter Horlander, für vier Monate als Peace Advocate für den FCC nach Orlando, Florida, und hielt Vorträge zu Frieden und Abrüstung in Kirchengemeinden und Gruppen im Südosten der USA. Walter Horlander hatte mich bei einer Tagung des Internationalen Rates der Christen und Juden (ICCJ) in Heppenheim angeworben. Das war 1984.

Geld gab es sehr wenig; gerade genug für die Anmietung eines Zimmers, für das Benzin für einen kostenfrei geliehenen Wagen und für Essen. Ab und an luden mich Mitglieder der Evangelischen Gemeinde Deutscher Sprache in Zentralflorida (EGDSiZ) an der St. Marks Lutheran Church in Orlando zum Essen ein. Ich war, neben meiner Vortragstätigkeit, ihr Interimpastor für vier Monate.

Diese Gemeinde war meine erste deutschsprachige Auslandsgemeinde, und dieses Arbeitsgebiet ließ mich seitdem nicht wieder los. Die EGDSiZ war eine besondere Gemeinde: Fast alle Mitglieder waren im Rentenalter; viele waren bei Kriegsende vor der vorrückenden Russischen Armee aus dem Osten Deutschlands geflohen. Der KV-Vorsitzende Dr. Gottfried Rosendahl war promovierter Ingenieur, hatte noch bei Wernher von Braun in Peenemünde an der V2 gebaut und war klassisch gebildet. In einem Nachgespräch zu einer meiner Predigten bezog er sich ganz selbstverständlich auf den griechischen Urtext.

Da war sie wieder: die deutsche Gründlichkeit! Ja. Die gründlichen Deutschen hatten die Sieger nach 1945 sehr gerne mitgenommen, die Russen wie die Amerikaner; besonders gerne für militärische Zwecke.

Betroffenes Schweigen erntete ich bei den amerikanischen Zuhörern meiner Vorträge immer dann, wenn ich erwähnte, dass mein Großvater mütterlicherseits und mein Onkel väterlicherseits in Stalingrad sinnlos „für den Führer“ ihr Leben lassen mussten. Und etwas, das mich wiederum sehr bewegte: Emanuel Hirschberger, pensionierter Pfarrer und ehrenamtlicher Mitarbeiter im Büro des FCC, entschuldigte sich eines Tages dafür, dass er, als Mitglied der Flugzeugbesatzung, 1944 Bomben auf Dresden geworfen hatte. „Karl, I'm very sorry for that. I apologize.“

Den betagten evangelischen Deutschen in Orlando – von ihnen lebt leider niemand mehr – bin ich sehr dankbar: Durch sie habe ich ein Stück altes Deutschland kennengelernt. Ich habe gelernt – dies aber auch von den Amerikanern – dass es nicht verwerflich ist, wenn man auf seine Heimat stolz ist, wenn man seine Kultur und Geschichte liebt und wenn man im Alter so sehr Heimweh hat, dass man am liebsten wieder nach Hause möchte. Eine der markantesten Persönlichkeiten in der Gemeinde, Charlotte Schulz geb. von Marschall, verstarb kurz vor der Jahrtausendwende 95-jährig. Sie war ein paar Jahre zuvor noch nach Hause, nach Deutschland, zurückgekommen. Die von Marschalls waren seit alters her Adjutanten des deutschen Kaisers gewesen. Ich hatte Charlotte 1985 versprechen müssen, dass ich sie einmal beerdige. Ihr Sarg war aufgebahrt in der Kapelle ihres elterlichen Schlosses in Altengottern in Thüringen. Das Schloss war 1947 ein Heim für schwer erziehbare Jugendliche geworden. Charlotte lebte im Gärtnerhaus. Das eingefallene Dach der Kapelle hatte sie mit über Jahre gesammelten Spendengeldern noch rechtzeitig vor ihrem Tod renovieren können.

Durch Charlotte Schulz lernte ich: Deutschland, das ist ein Ort, zu dem man am Ende eines bewegten Lebens zurückkommt. Es ist ein Ort, wo man getrost (und getröstet) sterben kann. Bestattet in genau der Erde, aus der man gemacht ist.

1.3. Als Deutscher in Asien und Fernost – Deutsche in Asien und Fernost

Ein sehr großes Kapitel ist das. Sowohl im Hinblick auf meine eigene Identität als Deutscher, die sich – im Gegenüber zum Fernen Osten der Welt – abermals verändern sollte, als auch im Hinblick auf das Heimatbild, das die in Asien und Fernost lebenden Deutschen hatten bzw. haben.

1.3.1. Indien 1987

Ein Semester verbrachte ich hier, als Spezialvikar der EKHN am United Theological College in Bangalore, also als Ausländer unter Indern. Das Land erkundete ich durch Reisen von Nord bis Süd und Ost bis West. Ergebnis: sehr fremd, und deshalb für mich faszinierend. In Sachen Gesundheit: riskant (ich nahm in vier Monaten acht Kilo ab und kam krank nach Deutschland zurück). In Sachen Reisen: nicht ungefährlich; ich wurde mehrere Male vor Unfällen bewahrt. In Sachen Gemeinschaftserleben: wunderbar! Sehr lebendig. Lebendigkeit zieht mich immer magisch an.

Ein markantes Erlebnis: Ich verhandle mit einem Rikshafahrer um ein paar Rupies, die er mir schließlich nachlässt. Ich sage: „Glauben Sie nicht, dass ich reich bin. Ich bin nur Student.“ Er erwidert: „Sie SIND Student.“ Seine Antwort verstand ich zunächst nicht, dann machte sie mich tief betroffen; bis zu diesem Zeitpunkt war mir nicht bewusst gewesen, dass eine fast kostenfreie Ausbildung nicht selbstverständlich und im Weltvergleich eher selten ist. Deutschland: Ausbildungsparadies.

1.3.2. Japan 1988–1990

Ein Promotionsstipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) brachte mich und meine mich begleitende Frau an die Universität Tsukuba nach Japan. Wir waren Ausländer unter Japanern und büffelten beide zu Beginn Japanisch, ein halbes Jahr lang, mit unserer japanischen „Mama“, Frau Prof. Ogawa, und in Intensivkursen des Asahi Culture Center. Das Ehepaar Ogawa bürgte für uns; wir waren wie Familienmitglieder. Also: nicht-japanisch aussehende Immer-mehr- Japaner-Werdende unter Japanern.

Kulturschock 1: Japanisch: zehntausende von Schriftzeichen und zwei separate Silbenalphabete mit jeweils eigenen Zeichen. „Wie ein Idiot“ fühlt man sich, wenn man nach einem 12-Stunden-Flug an einem Ort ankommt, wo man plötzlich nicht mehr lesen und schreiben kann.

Kulturschock 2: im Sprachkurs. Zusammen mit dem Sohn des damaligen deutschen Botschafters. Wir deutschen Kursteilnehmer wollen ständig wissen, warum etwas so ist, wie es ist. Bis es der jungen japanischen Lehrerin zu bunt wird und sie höflich, aber bestimmt auf Englisch sagt: „Don't think. Just memorize.“ So lernt man in Japan, in China, in Fernost. Bis heute. In Deutschland lernt man anders.

Schon bald besuchten wir die Evangelische Gemeinde Deutscher Sprache Tokyo-Yokohama. Wie unfassbar wohltuend, entlastend nach Monaten als Nur-Japaner: deutsche Menschen, deutsche Sprache, Glauben auf Deutsch in der Muttersprache, eine deutsche Pfarrfamilie, eine deutsche Kantorei, bekannte kirchliche Kultur und Feste. Kein Heimweh mehr.

Nach dem ersten Jahr wurde ich Interimpastor der Gemeinde, parallel zu meiner akademischen Arbeit. So war ich also zeitgleich

- Ausländer unter Japanern an der Uni,
- adoptierter quasi-Japaner in der Familie meines japanischen Professors,
- Deutscher unter Deutschen und
- wir Deutschen gemeinsam wiederum eine Ausländer-Community im Gastland Japan.

Heimat auf mehreren Ebenen!

Die Gemeinde Tokyo-Yokohama ist eine Expatgemeinde, keine Aussiedlergemeinde. Das bedeutet: Die Verweildauer der Gemeinemitglieder betrug damals 3 bis 5 Jahre. Die Gemeinde ist heute 130 Jahre alt. Den ersten deutschen Pfarrer hatte die Deutsche Ostasien-Mission (DOAM) im Jahr 1885 nach Tokyo entsandt. Die Gemeinde besitzt eine eigene Kirche und ein eigenes Pfarrhaus: Das ist geographisch und materiell lokalisierbare deutschsprachige kirchliche Heimat – im Ausland. Nicht selbstverständlich.

1.3.3. China 2007–2015

Das Wiedererwachen des Auslandsvirus sowie eine längere Suche auf drei Kontinenten mit interessanten Weggabelungen brachten mich als EKD-Auslandspfarrer nach China. Ich hatte in Peking bereits einen Mietvertrag unterschrieben, als das Auswärtige Amt und die EKD mir mitteilten: „Sie bekommen kein Visum“. Dieser Zustand sollte ein ganzes Jahr dauern. Zur ungewöhnlichen Länge der Zeit trug auch die Tatsache bei, dass unsere Kanzlerin den Dalai Lama im Kanzleramt empfing, kurz nachdem die chinesische Regierung sie bei ihrem

Besuch in Peking in hohem Maß gewürdigt hatte. Ich lebte also „im Zwischenraum“ auf Abruf, studierte Chinesisch an der Uni Bochum und in Taiwan und füllte viele Ordner mit Wissen über China.

Vom Sommer 2007 bis Sommer 2008 war ich zwar noch physisch in Deutschland, aber mental schon in China. Mein Deutschlandbild erfuhr abermals eine Ergänzung und Erweiterung: Als Deutscher zum Spielball internationaler Spannungen zu werden, an denen auch die eigenen Institutionen einen Anteil haben, das lernte ich dazu. Ich war sehr verunsichert und wurde vorsichtig. Ich behielt während meiner gesamten Chinazeit auf eigene Kosten eine kleine Mietwohnung im Westerwald. „Man weiß ja nie ...“

Meine Klientel in vier Gemeinden in Nordchina: deutschsprachige Manager, Angehörige der Botschaft und der Botschaftsschule, MAUSIs (meist mitausgerückte Mütter), Kinder.

Das Deutschlandbild der deutschen China-Expats: Deutschland ist und bleibt Heimat. Die Unternehmen gewähren i.d.R. ihren Mitarbeitenden zwei Heimflüge pro Jahr; da kann man die familiären Kontakte auch über die Ferne pflegen. Und nach zwei bis drei Jahren ist man wieder ganz in Deutschland. Das Gute behalten und in der Chinazeit richtig gut Geld verdienen.

Das Chinabild der deutschen China-Expats: Im Allgemeinen: ein unbekanntes Land, in dem man viel Geld verdienen kann und von dem aus man viele interessante Urlaube in Fernost machen kann. Im Besonderen: Ein Land, dessen Menschen, auch die Christen, man kennenlernen sollte; deshalb sollte man die Sprache lernen und über die Gemeinde Projekte für China unterstützen.

Das Deutschlandbild der Chinesen: Beispiel Taxifahrer: Er schätzt unsere Gründlichkeit und Tüchtigkeit, unser technisches Know-how, er bewundert Adolf Hitler (weil er „Deutschland groß gemacht“ hat), und die Chinesen lieben deutschen Fußball. CCTV, das chinesische Fernsehen, hat einen eigenen Kanal für deutsche Bundesligaspiele. – Dass 1946 auf Drängen der Amerikaner 4000 Deutsche aus ihrer Heimat China (z.T. Geburtsheimat!) zwangsrepatriiert wurden, wissen die wenigsten Chinesen ... und die wenigsten Deutschen. Ein eigenes Kapitel: das Deutschlandbild der deutschen Flüchtlinge aus China! (s. www.studeo-ostasiendeutsche.de).

2. Heimat und Heimaten

2.1. Gesammeltes

(a) Dag Hammarskjöld (2. Generalsekretär der UN, umgekommen im Alter von erst 56 Jahren bei einem Flugzeugabsturz 1961), Buch „Die längste Reise ist die Reise nach Innen“:

1. Haben wir verlernt, was Heimat ist? (S. 69 unten)
2. Wenn man ständig ankommt und ständig aufbricht, wenn man ständig auf dem Sprung ist, erzeugt man Chaos. (S. 79 unten)
3. Die Erkenntnis der Endlichkeit von Lebenszeit kann dazu führen, dass man sich gefangen fühlt. (S. 80)

(b) Zwischenbilanz im Reverse Culture Shock (im Februar 2016)

Meine Außenseiter (out of the box)-Mentalität konnte ich in Peking sehr gut leben. Meine größte Herausforderung ist, sie auch hier in der Kirche in Deutschland zu leben. Zum jetzigen Zeitpunkt kann ich nicht sagen, ob und wie ich das schaffen werde. Im zurückliegenden ersten Jahr nach meiner Rückkehr habe ich mich oft gefühlt wie ein Wildpferd, das man in eine kleine Box sperren will. Oder wie eine Masse, die durch einen Trichter gezwängt wird, und ich bin gerade an der engsten Stelle.

(c) Aus dem Brevier TeDeum, 2016-02-29

*Heimat ist vor allem dort, wo Menschen einander schützen und stärken, achtsam und vorbehaltlos – auch dann, wenn sie sich dabei manchmal Enttäuschungen zumuten oder jemand etwas Überraschendes oder Außergewöhnliches sagt oder tut. (Josef Gottschlich, *1968, Referent für Religionspädagogik in der Erzdiözese Freiburg)*

2.2. Heimat und Lebensalter

2.2.1.

Als ich 1979 im Alter von 19 Jahren für ein Jahr in die USA auswanderte, war ich Single und Student. Es gab damals weder E-Mail noch SMS, weder WhatsApp noch social platforms. Neben Briefeschreiben nach Deutschland konnte ich lediglich noch telefonieren, aber das war sehr teuer. Ich war wirklich WEG aus meinem Heimatland. (Man ist heute nicht mehr wirklich weg, so ziemlich an jedem Ort der

Welt ist man, medientechnisch gesehen, immer da. Das finde ich bedenklich.) Mir blieb nichts Anderes übrig, als mich im Gastland heimisch zu machen. Ein Jahr später: Nur schweren Herzens kehrte ich nach Deutschland zurück und brauchte fast ein Jahr, um wieder anzukommen. Meine neue Heimat Texas blieb mir bis in die Träume hinein so präsent, dass ich z.B. in Heidelberg einmal plötzlich aus dem Schlaf aufwachte und nach draußen schaute, weil ich eines der Gebäude des Universitätscampus in Austin gesehen hatte. „The world you have lived in in the past year, is as real in you as the door handle you grab. But all the people around you cannot see this“, tröstete mich John Alsup, Professor für Neues Testament in Austin. Er wusste, was er sagte, denn er hatte selbst zehn Jahre als Ausländer in Deutschland gelebt.

2.2.2.

Als ich 1988 im Alter von 28 Jahren für zwei Jahre nach Japan auswanderte, hatte ich mein Zweites Theologisches Examen, war frisch verheiratet und Doktorand. Verbindung nach Deutschland zu halten war technisch besser möglich als noch zehn Jahre zuvor. Ich war abermals Ausländer, dieses Mal bei Japanern, aber dann auch Deutscher bei Deutschen und für Deutsche. Eine für mich fast ideale Situation. Das Fremde und Interessante neben dem Heimatlichen und Bekannten. Wie in Orlando 1985.

Japan veränderte meine Selbstwahrnehmung: Ich wusste aus den USA-Zeiten, dass und wie ich Deutscher war, aber nun erlebte ich mich noch einmal dezidiert als BRD-Deutscher (die japanische Uni hatte mein West-Abitur fälschlicherweise als DDR-Abi bewertet) und als Europäer.

Die Wiedervereinigung im November 1989 sah ich während einer Pastora-tionsreise zur Evangelischen Gemeinde Deutscher Sprache Seoul als Videoaufzeichnung eines Gemeindemitglieds. Es war ein sehr irreales Erlebnis.

Synopse: In ungefähr derselben Zeit wurde man in Rumänien des Diktators Ceausescu habhaft. Meine rumänische Kommilitonin im Doktorandenkurs in Tsukuba machte einen Freudentanz. Zwei Jahre vorher hatte mein Siebenbürger Freund und Pfarrkollege in Deutsch-Weißkirch auf ein Zeitungsportrait von Ceausescu gespuckt.

Noch größer war die Verwirrung meines Deutschlandbildes (und des Deutschlandbildes weiterer Heimkehrer aus dem Ausland), als meine Frau und ich im März 1990 nach Deutschland zurückkehrten: in die NEUE BRD, das wiedervereinigte Deutschland. Wir suchten Gebrauchtwagen als Fortbewegungsmittel; es gab keine. Sie fuhren fast alle in den neuen Bundesländern. Die nationale

Heimat, die wir verlassen hatten, gab es so nicht mehr. Der Westerwald aber hatte sich nicht verändert ... Aber, nein! Das stimmt nicht:

Auch der Westerwald begann sich zu ändern: Er erlebte Zuwanderungen aus der ehemaligen DDR und der ehemaligen Sowjetunion. Man sah immer mehr Kopftücher in den evangelischen Gottesdiensten.

Synopse: Im Jahr 1992 wurde ein Hamburger Pfarrer, Manfred Brockmann, nach Wladivostok entsandt, um dort die lutherischen Deutschen aus der Zerstreuung und aus dem Untergrund zu sammeln. Brockmann wurde bald Propst des Lutherischen Fernen Ostens, sammelte 200 Russlanddeutsche, erwirkte die Rückgabe der Kirche an die Gemeinde und sanierte sie in 20 Jahren. Aber: Nahezu ALLE 200 Gemeindeglieder siedelten nach Deutschland aus. Sie verließen ihren Hirten. Brockmann füllte die mit viel Schmerz und Enttäuschung ertragenen Lücken mit Russen, die den lutherischen Glauben lieben lernten. Nur noch etwa fünf Prozent der Mitglieder in den neun lutherischen Gemeinden in Russisch Fernost sprechen Deutsch.

Das Deutschlandbild der Aussiedler? Deutschland ist ein Ort von Freiheit, Sicherheit und Wohlstand. „Heim ins Reich“: So forderten die Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben einander auf, als Ceausescu unerträglich wurde. Sie meinten nicht das „Dritte Reich“, sondern ein viel älteres.

2.2.3.

Als ich 2008 für sieben Jahre nach China ausreiste, war ich seit mehreren Jahren geschieden und hatte – seit meiner Rückkehr aus Japan – 18 Berufsjahre als Pfarrer und sechs Jahre davon zusätzlich als Dekan hinter mir. Ein lange gehegter Traum, eine volle Amtszeit als EKD-Auslandspfarrer wirken zu können, erfüllte sich. Ich hatte beste Kompetenzen und befand mich beruflich in meiner „prime time“. Es passte. Dass ich meine 2013 erfolgte dreijährige Vertragsverlängerung dann doch um ein Jahr verkürzte, hatte u.a. mit gesundheitlichen Beschwerden zu tun (Klima und Luft in Peking) und mit meinem Wunsch, wieder in der Nähe meiner alternden Mutter und meiner Geschwister zu sein.

Gegangen bin ich nur sehr ungern; China ist mir zur Heimat geworden und ist mir immer noch Heimat. Deutschland – das ist das Land meiner Geburt, meiner Muttersprache, meiner Herkunftsfamilie. Ein Land mit wunderbarer Luft und mit Gewässern, in denen man tatsächlich einfach so schwimmen kann, ohne dass man fürchten muss, Vergiftungen zu erleiden. Aber: Es ist mir auch fremd, z.B. weil es immens überreguliert ist, weil seine Menschen sich und ihr Potential ständig selbst zensieren. Es fällt den Deutschen (ich sage nicht „uns“ Deutschen!) so schwer, stolz auf das zu sein, was sie seit 1945 durch die Arbeit von drei Generationen erreicht haben.

Als im vergangenen Jahr, fast zeitgleich mit meiner Rückkehr aus China, zu hunderttausenden Flüchtlinge nach Deutschland kamen, Migranten, dachte ich: „Oje, noch mehr so Leute wie ich ... Wie die sich hier wohl zurechtfinden werden?“ Natürlich: Die Flüchtlinge kamen aus ganz anderen Umständen, und ich selbst bin auch eher ein GLOBAL NOMAD denn ein Migrant, aber ich hatte das Gefühl: Was uns verbindet, ist der Grattanz zwischen Heimaten. Zwischen einer Heimat und einer anderen ist man nämlich: extrem unbehaust.

Ich bin zu einer Zeit zurückgekommen, in der ich mir – bisweilen erschrocken, aber auch dankbar – bewusst werde: Ich habe bereits drei Viertel meiner beruflichen Laufbahn als Pfarrer hinter mir. Ich muss Kräfte mehr als früher zentrieren. Jeden Morgen, wenn ich in den Spiegel schaue, blinzelt mich die demographische Entwicklung an. Das ist wesentlich anders als noch 1980 oder 1990, wo ich als junger Mensch zurückkam.

2.3. Heimat verlassen als Krise und Chance – ein philologischer und ein biblischer Impuls

Die Heimat verlassen, ob freiwillig oder unfreiwillig, ist meistens eine tiefgreifende Krise. Und solche Krisen, wenn man sie mehrmals erleben sollte, sind nie gleich, weil sie durch viele Faktoren geprägt werden, wie z.B. durch das Land, das man verlässt, und das, in das man geht, und durch das jeweilige Lebensalter und die jeweilige Lebenssituation, in der man sich befindet.

Das chinesische Wort für Krise ist wēi jī 危机 in den Schriftzeichen in Mainland China (Mao Ze Dong hat in einer Schriftzeichenreform in den 1950/60er Jahren ca. 1000 Lang- (= Original-)Zeichen gekürzt)

危機 in den Schriftzeichen aus Taiwan und Hong Kong (Langzeichen)

wēi 危 bedeutet Gefahr (ein Zeichen, das ohne compositum alleine stehen kann)

jī 机 kenne ich in der Bedeutung von Maschine, es kommt aber immer in Verbindung mit anderen Zeichen vor (z.B. Waschmaschine

洗衣机 xǐ yī jī).

In Verbindung mit 转 zhuǎn, als 转机 zhuǎn jī bedeutet es Chance oder Möglichkeit eines Wendepunktes; in Verbindung mit

chèng 乘 als chéng jī 乘机 bedeutet es: eine Gelegenheit wahrnehmen.

Erinnert dies nicht an das Konzept des biblischen kairos? „Siehe: Jetzt ist die Zeit der Gnade, jetzt ist der Tag des Heils.“ (2. Kor 6,2)

3. Heimatensammler – Heimenatenwechsler

Drei Begriffe möchte ich Ihnen noch vorstellen, die einem begegnen, wenn man zwischen den Welten wandert und dabei alte Heimat verlässt und neue Heimat findet. Drei Begriffe sind es, die Heimenatenwechsler und Heimatensammler verbinden.

3.1. Kulturschock und Reverse Culture Shock

Dieses Begriffspaar bezieht sich auf etwas, das man erlebt, wenn man in ein fremdes Land kommt. Der Kulturschock ist dann besonders stark, wenn man in neue Wertesysteme, Klimazonen und Kulturen eintaucht. Für mich gehört dazu auch oft eine Love-Hate-Relationship mit der neuen Heimat.

Wer noch nie einen Reverse Culture Shock gehabt hat, kann sich nur schwer vorstellen, dass die Rückkehr in das Herkunftsland mitunter genauso anstrengend und kräftezehrend sein kann wie der Wechsel ins Ausland. Man sagt: Für jedes Jahr, das man im Ausland gewesen ist, muss man drei Monate fürs Wiederankommen im Heimatland rechnen. (In meinem Fall wären das zwei Jahre; ich halte das für realistisch, eher noch für zu knapp).

3.2. Interkulturelle Kompetenz (Third Culture Kids u.a.)

(zitiert aus wikipedia, Third Culture Kids, 2016-03-02)

„Als Third Culture Kids (TCKs) oder Drittkulturkinder werden Kinder und Jugendliche bezeichnet, die in einer anderen Kultur aufgewachsen sind als ihre Eltern, oder die während ihrer Kindheit und Jugend oft umgezogen sind und dabei die Kultur gewechselt haben. Dadurch weisen sie besondere Charaktermerkmale und bestimmte Prägungen auf.

TCKs werden nicht einfach zu ehemaligen TCKs, wenn sie erwachsen werden (wie zum Beispiel eine Person, die ehemals ein soziales Jahr im Ausland absolviert hat, zu einem ehemaligen FSJler wird), sondern zu ATCKs (Adult Third Culture Kids). Das entscheidende Kriterium ist das Aufwachsen im Ausland wäh-

rend der Entwicklungsjahre (also zwischen Geburt und ca. 18 Jahren). Das heißt: einmal TCK – immer TCK. Aber im Erwachsenenalter wird eine Person, die dieses Kriterium erfüllt, ein ATCK genannt.

Der Begriff Third Culture wurde von den Soziologen Ruth Hill Useem und John Useem eingeführt. Bei der Forschung über die Situation von US-Amerikanern und anderen Ausländern in Indien stellten sie fest, dass diese untereinander eine Art neue Kultur bilden, die Teile aus der umgebenden (indischen) Kultur und Teile der Herkunftskultur (US-amerikanisch) enthält und daher keiner von beiden gleicht. Es sei somit eine Drittkultur. Dieses Konzept erwies sich in anderen Forschungskontexten als hilfreich. Man stellte fest, dass sich Menschen im Ausland sehr gut mit Ausländern aus wieder anderen Kulturen verstanden, und führte dies darauf zurück, dass sie ebendiese Drittkultur verbindet. Das TCK übernehme Elemente aus verschiedenen Kulturen, fühle sich aber meist keiner Kultur ganz zugehörig.

TCKs sind meistens Kinder von Missionaren, Diplomaten, entsandten Mitarbeitern globaler Unternehmen, Entwicklungshelfern, Lehrern, Medienvertretern oder Militärbediensteten. Die minimale Zeitdauer, die ein Kind in verschiedenen Kulturen verbringen muss, um die typischen Merkmale eines TCKs aufzuweisen, ist nicht genau festgelegt und hängt von verschiedenen Faktoren ab: Alter, Ort, Tätigkeit der Eltern, Erziehung, Freunde, Schule und weitere.“

Erfahrungen

Drittkulturkinder sehen und interpretieren ihre Umgebung oft anders als Nicht-TCKs, weil sie oft mehrere verschiedene Kulturen, Religionen, Weltanschauungen und Überzeugungen kennengelernt haben. Auf viele Menschen machen TCKs daher einen interessierten und kosmopolitischen Eindruck, von anderen werden sie aber auch als besserwisserisch und arrogant wahrgenommen. Studien zeigen, dass Drittkulturkinder überdurchschnittlich häufig Hochschulabschlüsse erlangen.

Anpassungsfähigkeit

Third Culture Kids besitzen oft die Fähigkeit, sich in verschiedenen Kulturen leichter als andere Menschen zurechtzufinden, weil sie in ihrer Kindheit die Möglichkeit hatten, eine große Vielfalt kultureller Verhaltensweisen zu beobachten. Viele Drittkulturkinder haben gelernt, sich schnell auf neue Situationen und Kulturen einzustellen, wodurch es ihnen leichter fällt, sich anzupassen und sich in die Menschen, die in einer Kultur leben, hineinzufühlen. Vielen Drittkultur-

kindern fällt es deshalb auch oft leichter, auf fremde Menschen zuzugehen und Kontakte zu knüpfen. Diese Fähigkeiten können für erwachsene TCKs in internationalen oder interkulturellen Berufen von großem Nutzen und Vorteil sein.

Wurzellosigkeit

Viele Drittkulturkinder berichten von einem Gefühl der Wurzellosigkeit, da sie auf die Frage „Woher kommst du?“ keine einfache Antwort wissen. Weil sie oft umziehen, haben sie nie die Möglichkeit gehabt, eine tiefere Bindung zu einem Ort aufzubauen und sich dort wirklich zuhause zu fühlen. Manchmal wird diese Frage mit Beziehungen zu bestimmten Menschen beantwortet. Wurzellosigkeit kann die Suche nach der eigenen Identität erschweren, man spricht daher auch von einer „verlängerten Jugend“ der Drittkulturkinder.

Rastlosigkeit

Auch die Rastlosigkeit spielt eine große Rolle im TCK-Profil. Nachdem sie so oft umgezogen sind und viele Veränderungen erlebt haben, entwickeln Third Culture Kids einen „Migrationsinstinkt“, der ihr Leben bestimmt. Viele Drittkulturkinder ziehen auch als Erwachsene überdurchschnittlich oft um, auch in unbekannte Kulturen. Ein anderer Begriff für diese Gruppe lautet daher auch Global Nomads oder – unter Hervorhebung der technologischen Grundlage ihres Lebensstils – Digitale Nomaden.

Beziehungsgestaltung

Das Leben als Third Culture Kids und die damit verbundene hohe Mobilität hat spezielle Auswirkungen auf das Beziehungsmuster der Drittkulturkinder. Wiederholte Trennungen während der Kindheit lassen eine Anzahl von Third Culture Kids dazu neigen, sehr schnell tiefere Beziehungen zu knüpfen – vielleicht, weil sie gelernt haben, dass man nicht viel Zeit dazu hat. Andere Drittkulturkinder sind sehr zögerlich mit der Beziehungsgestaltung, um den Trennungsschmerz im Falle eines erneuten Ortswechsels zu verringern, und schirmen sich daher gegenüber anderen ab.

Lit.: Pollock, D., Van Reken, R. & Pflüger, G. (2003). Third Culture Kids. Aufwachsen in mehreren Kulturen. Marburg: Francke-Buchhandlung

3.3. Global Nomads: Migranten, die unsere Kirchen zu wenig im Blick haben

Der Begriff Global Nomads bezeichnet diejenigen Angehörigen von Unternehmen, Botschaften oder Missionsgesellschaften, die alle paar Jahre in einem anderen Land sind.

Es befinden sich geschätzt zwei bis drei Millionen Deutsche ständig im Ausland. Diese Gruppe unserer Bevölkerung, deren Zahl auf Grund der Globalisierung ansteigt, hat unsere Kirche kaum im Blick. Auch ihre Gabe, Multiplikatoren zu sein, haben unsere Kirchenleitungen nur wenig im Blick, was sich u.a. daher erklärt, dass noch nicht einmal die Leitungsebenen der Auslandsarbeit mit Personal besetzt werden, das im Ausland gearbeitet hat. Global Nomads, die sich in einer Evangelischen Gemeinde Deutscher Sprache im Ausland beheimaten, suchen i.d.R. das Persönliche und Direkte aus diesen Gemeinden auch bei ihrer Rückkehr nach Deutschland – aber finden es nur selten. Die Volkskirche versagt an dieser Stelle mit den ihr bekannten Konzepten, Ausbildungsoptionen und Stellenplanungen. Sie ist relativ visionslos für Menschen, die Lebendigkeit suchen, und sie verliert diese dann auch schnell.

4. Irdische und himmlische Heimat – earthly and heavenly citizenship

Schlussgedanken: Deutschlandbild und Weltbild

4.1. Deutschland als Heimat – das Ende der „Heilen Welt“

In einem am 5.3.2016 erschienenen Artikel in der britischen Zeitschrift „The Economist“ war – aus der Außensicht des britischen Verfassers – zu lesen, dass die Deutschen durch die Flüchtlingskrise ihre „Heile Welt“ verloren hätten. „The end of Heile Welt – Germany’s Illusions have been shattered“, so lautet die Überschrift. Der Verfasser beschreibt die Ereignisse in unserer jüngsten Geschichte und sagt, dass unsere Nation sich in einem Zustand der Verlorenheit oder Orientierungslosigkeit befinde.

“To grasp this trauma it helps to understand the German zeitgeist that developed (mainly in the former West Germany) in the post-war years, and lingered in the reunited country. Germans call it Heile Welt. The term means something like “wholesome world”, and describes an

orderly, idyllic state. It may connote the nurturing environment parents create for their children to protect them from life's ugliness, or a private oasis of peace amid public chaos. It was a state of mind that Germans clung to after the second world war."

Es war seitens der Mainstream-Presse und der Regierung ein Fehler, Menschen, die an dieser Stelle ihren Sorgen und Gedanken Ausdruck gaben, sofort in die politisch rechte Ecke zu stellen. Dies trug wesentlich zu dem Zulauf bei, den die AfD zu verzeichnen hat. Leider kennen viel zu wenige das gesamte Programm der AfD; sie würden sich sonst dreimal überlegen, diese Partei zu wählen.

Ich denke, wir können dem recht naiven „Wir schaffen das“ von Angela Merkel, der daraus gefolgten Willkommenskultur und den Sorgen in unserer Bevölkerung dankbar sein: Sie geben uns allesamt die Chance, neu über das nachzudenken, was es bedeutet, Deutscher zu sein, was es bedeutet, sich als Christ in Deutschland zu engagieren, zumal als evangelischer Christ. Fakt ist: Was seit 2015 geschafft wird, wäre ohne hunderttausende von Ehrenamtlichen in unseren Kirchengemeinden eben NICHT zu schaffen. Darüber wird öffentlich zu wenig geredet.

4.2. Phil 3,20 hämoon gar politeuma en ouranois hyparchä

„Unser Bürgerrecht aber ist im Himmel“ (in den Himmeln). Diese Erkenntnis oder besser: dieses Bekenntnis ist es, das mich auf meinen vielen Heimatwechsellern und bei meinem Heimatensammeln immer begleitet hat, auch in Gebets- und Meditationsübungen: dass ER in mir ist, und ich in ihm (EG 165, 3, Tersteegen). Gott ist meine biographische und globale Primärheimat.

4.3. Christen sind Kosmopoliten

Gemäß Dietrich Bonhoeffer (in „Nachfolge“ und „Gemeinsames Leben“) müssen Christen kosmopolitisch denkende Menschen sein, denn die Beheimatung in Gott macht sie zu Weltbürgern. Sie werden ihre irdische Heimat als Gottes Gabe und Aufgabe lieben, und sie werden dies Menschen aus anderen Ländern genauso zugestehen. Und sie werden darauf hinweisen, dass unsere irdische(n) Heimat(en) nicht absolut gesetzt werden darf (dürfen). Auf die weltweite Christenheit werden in Zukunft noch Aufgaben zukommen, die genau diese innere Haltung erfordern. Ergo: Deutschlandbild geht nicht ohne Weltbild, und beides geht nicht ohne Gottesbild.

„Es werden kommen von Osten und von Westen, von Norden und von Süden, die zu Tisch sitzen werden im Reiche Gottes.“ (Lk 13,29) (vgl. Titel der Pekinger Jubiläumsschrift Bd. 1, 2013)

Zum Autor:

Dekan Dr. Karl-Heinz Schell, geb. 1960 im Westerwald/Deutschland, studierte Theologie in Betbel, Austin/Texas (USA) und Heidelberg. Nach Vertretungsdiensten in der deutschen Auslandspfarrstelle in Florida (USA) und dem Vikariat in Michelstadt im Odenwald absolvierte er sein Spezialvikariat in Bangalore (Süd-Indien). Er erhielt ein Promotionsstipendium für einen längeren Aufenthalt in Japan und wurde mit der Arbeit „Christus für Japan. Das soziale und politische Wirken von Kagawa Toyobiko (1888–1960)“ an der Universität Heidelberg promoviert. Nach neun Jahren als Gemeindepfarrer in der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau wurde er 1999 zum Dekan im Dekanat Selters (Westerwald) gewählt. Von 2007 bis 2015 wirkte er als Auslandspfarrer in der Evangelischen Gemeinde Deutscher Sprache in Peking und ist seit 2016 Dekan im Dekanat Odenwald (Hessen).

Kinder- und Jugendzeltfreizeit in Banjole/Kroatien

Ein gefördertes Projekt des
Evangelischen Bundes Österreich

von Marcus Hütter



Foto: privat

Gemeinschaft erleben bei der Zeltfreizeit in Banjole

Die Zeltfreizeit in Banjole hat für viele Kinder und Jugendliche (und mittlerweile bereits Erwachsene) so etwas wie Legendenstatus. Seit nunmehr 14 Jahren veranstaltet die Evangelische Pfarrgemeinde Mödling am Beginn der Sommerfe-

rien eine Sommerfreizeit für Kinder und Jugendliche im Alter zwischen neun und 17 Jahren. Auch dieses Jahr haben 44 Kinder und Jugendliche und ein zwölfköpfiges Team (zehn MitarbeiterInnen und zwei Köche) auch dank der Unterstützung des Evangelischen Bundes zehn wundervolle Tage an der adriatischen Küste im kleinen Ort Banjole in der Nähe von Pula verbracht.

Im Camp Indije mietet die Pfarrgemeinde ein eigenes Areal des Campingplatzes, das ideale Bedingungen bietet: So stehen die eigens aufgebauten Beduinenzelte unter Bäumen im Schatten, was angesichts der kroatischen Sommersonne ein großer Segen ist. Der Platz bietet zusätzlich eigene sanitäre Anlagen und ein Küchenhäuschen, einen eigenen Sportplatz sowie drei unterschiedliche Strände in Gehweite. Auch dieses Jahr wurde die große Gruppe dem Alter nach in zwei Gruppen geteilt (9 bis 12 bzw. 13 bis 17), die für die zehn Tage ein je eigenes und passendes Programm geboten bekamen.

Das zehnköpfige gemischtkonfessionelle Team hat dafür bereits im März mit der Planung des Programms begonnen. Die Jüngere Gruppe hatte mit „Forscher und Entdeckerinnen“ ein freizeitumspannendes Motto mit dementsprechenden Aktivitäten und Spielen, während bei der Gruppe der Älteren jeder Tag einen anderen Aufhänger hatte. Die Tagesstruktur bleibt über den großen Teil der Freizeit gleich: Nach dem freiwilligen „Morgenbaden“ noch vor dem Frühstück folgt die erste Andacht, die gemeinsam begangen wird. In der Morgenandacht werden christliche Lieder gesungen, teils kurze Passagen aus der Bibel vorgelesen und ein kurzer Gedankenimpuls von einem/einer der MitarbeiterInnen gegeben und abschließend gemeinsam gebetet. Danach folgt die erste Zeit für Programm. Nach dem Mittagessen ist auch wegen der Mittagshitze eine Art Siesta-Zeit vorgesehen, die spätestens nach dem zweiten Tag von TeilnehmerInnen und MitarbeiterInnen dankend angenommen wird. Vor und nach dem Abendessen ist wiederum Zeit für Programmpunkte, bevor die Abendandacht folgt. Hier werden die Gruppen geteilt und ein oder eine MitarbeiterIn gestaltet eine persönliche Andacht mit Musik und Gedanken über den Glauben und das Leben bzw. ein Leben aus Glauben. Nachdem die Gruppe der Älteren eine Stunde nach der Gruppe der Jüngeren den Weg in die Zelte gefunden hat, beginnt um 23 Uhr die Zeit der MitarbeiterInnen, in der – vor dem wohlverdienten gemütlichen Teil – der vergangene Tag feedbackartig besprochen wird und noch nötige Vorbereitungen und Abstimmungen für den nächsten Tag getroffen werden.

Highlights der Freizeit sind sicherlich die Videonight unter Sternenhimmel, das berühmt-berüchtigte Klippenspringen, der Ausflug in die geschichtsträchtige Stadt Pula und jene ein bis zwei Tage, an denen die gesamte Gruppe zusammen tagesumspannende Themen und entsprechende Aktivitäten hat. Dieses

Jahr wurde beispielsweise auch mit den Geldern des Evangelischen Bundes der „Phymie-Tag“ (Physik und Chemie als Kofferwort) vom gesamten Team geplant und durchgeführt, an dem gemeinsam „phymie’sche“ Experimente durchgeführt wurden, kleinere Teams in Wissensspielen und Aktivitäten gegeneinander antraten und Bildung und Spaß so erfolgreich miteinander verbunden wurden.

Das eigentliche Highlight der Freizeit besteht aber in der besonderen Gemeinschaft, die in diesen zehn Tagen wächst. Es ist immer wieder beeindruckend, erleben zu dürfen, wie diese Gruppe aus unterschiedlichen Menschen in dieser Zeit Gemeinschaft lebt, aufeinander achtgibt und sich unterstützt, dass es zu sehr persönlichen Gesprächen über das Leben und den Glauben kommt und dass Bindungen entstehen, die über die Zeit der Freizeit hinaus bestehen bleiben. Theologisch gesprochen mag in dieser Zeit ein besonderer Geist wehen, der Menschen zusammenbringt und etwas Einzigartiges entstehen lässt. Banjole ist auch Kirche, und für viele junge Menschen sicherlich ein Erleben von Kirche, wie sie es vielleicht nicht erwartet hätten. Nicht zuletzt darum freuen wir uns auf den Sommer 2017, wenn sich eine große Gruppe von Menschen wieder auf den Weg gen Süden macht, um eine legendäre Zeit zu erleben.

Zum Autor:

Mag. Marcus Hütter ist Universitätsassistent an der Evangelisch-Theologischen Universität Wien und Jugendmitarbeiter der Pfarrgemeinde Mödling.

Nachrichten aus aller Welt

Österreich

BÜNKER: AUSEINANDER-DRIFTEN DER GESELLSCHAFT BESORGNISERREGEND

Das Reformationsjubiläum, die Situation der Evangelischen Kirche in Österreich und Fragen zur gesamtgesellschaftlichen Situation waren Thema in der ORF III-Sendung „Das ganze Interview“ am Reformationstag, dem 31. Oktober, in der der evangelisch-lutherische Bischof Michael Bünker zu Gast war.

Die rückläufige Mitgliederzahl bei den Evangelischen Kirchen in Österreich habe unterschiedliche Gründe, so Bischof Bünker. Einerseits gebe es eine zunehmende Säkularisierung. Gerade junge Menschen sähen auch Kirche als Institution kritisch. Dazu komme die demographische Entwicklung. Bereits seit mehreren Jahrzehnten zeichne sich ab, dass Evangelische durchschnittlich weniger Kinder bekämen. „Die Entwicklung beschäftigt mich sehr. Jede und jeder, die bzw. der sich von ihrer oder seiner Kirche trennt, schmerzt mich“, sagte Bünker.

Nichtsdestotrotz glaubt er, dass die Kirche in der Gesellschaft ein gutes „Standing“ habe. Dies sei nicht abhängig von der Mitgliederzahl, sondern davon, wo sie stehe und was sie in die Gesell-

schaft einbringe. Angesichts der Debatten rund um das Thema Flüchtlinge möchte Bischof Bünker nicht von einer „Spaltung der Gesellschaft“ sprechen, allerdings sieht er im Auseinanderdriften der Gesellschaft und im Gegeneinander von starken gesellschaftlichen Gruppierungen eine „besorgniserregende Entwicklung“. Gerade bei der Flüchtlingsthematik habe es in der Vergangenheit ein Umschwenken gegeben in der Politik und in den Medien. „Es finden immer mehr die Gehör, die nicht nur ihre Sorgen artikulieren, sondern die auch instrumentalisieren im Sinne einer Politik der Hetze, des Gegeneinanders, des Unsolidarischen.“ Bünker zeigte sich überzeugt, dass Diskussionen wie jene um die Mindestsicherung auch ohne Flüchtlingskrise stattgefunden hätten.

INTERNETPORTAL DER ORF-RELIGIONSABTEILUNG PORTRÄTIERT WIENER PFARRERINNEN

Was bedeutet es heute, in Österreich Pfarrerin zu sein? Dieser Frage geht der Artikel „Pfarrerinnen: Wenn Frauen Kirche tragen“ auf der Internetseite der ORF-Religionsabteilung nach und porträtiert die beiden Gemeindepfarrerinnen Gabriele Lang-Czedik und Helene

Lechner sowie Oberkirchenrätin Ingrid Bachler. In der Evangelischen Kirche sind Frauen den Männern gleichgestellt, sie verdienen auch gleich viel, erklärt Oberkirchenrätin Bachler gegenüber religion.orf.at. Dass es so wenige Frauen in höheren Ämtern gibt – obwohl sie ihnen durchaus angeboten würden –, bedauert Bachler. Einer der Gründe könnte sein, dass Frauen recht realistisch einschätzen können, was ein solches Amt mit sich bringt. Ein Mann sehe die Chancen für seine Karriere, eine Frau sehe, „was das für eine Arbeit ist“, sagt die Oberkirchenrätin.

Auf etwa 50 bis 70 Stunden Arbeit pro Woche schätzen die beiden Pfarrerrinnen aus Wien-Liesing ihre Arbeitsbelastung. „Es gibt viele Abendtermine – mit einer Familie kann das eine Herausforderung sein, auch wenn man sich vieles selber einteilen kann“, meinen Lang-Czedik und Lechner. Beide betonen, dass die Gemeinde auch vom Engagement der vielen Ehrenamtlichen lebe.

„GOTT LÄSST SICH NICHT FÜR POLITISCHE ZWECKE INSTRUMENTALISIEREN“

Kritik an den neuen Plakaten des FPÖ-Präsidentschaftskandidaten Norbert Hofer kommt von den Spitzenvertretern der drei Evangelischen Kirchen in Österreich. „Gott lässt sich nicht für eigene Absichten oder politische Zwecke instrumentalisieren“, heißt es in einer Stellungnahme von Bischof Michael Bünker (Evangelische Kirche A.B. in Öster-

reich), Landessuperintendent Thomas Hennefeld (Evangelische Kirche H.B. in Österreich) und Superintendent Stefan Schröckenfuchs (Evangelisch-methodistische Kirche in Österreich), die am 24. Oktober veröffentlicht wurde. An diesem Tag hatte Hofer neue Plakate vorgestellt, darunter eines mit dem Satz „So wahr mir Gott helfe“.

Selbstverständlich sei es „gutes Recht eines jeden Christenmenschen“, sich öffentlich zum Glauben zu bekennen und sich mit der Bitte um Hilfe an Gott zu wenden. „Wir lehnen es jedoch ab, Gott für Wahlkampagnen zu bemühen“, so die Repräsentanten der drei Evangelischen Kirchen. Sie wenden sich gegen eine Instrumentalisierung Gottes für eigene Absichten oder politische Zwecke. Dies sei gemeint, wenn es im Gebot der Bibel heißt: „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht.“

„Gott für die eigenen politischen Interessen einzuspannen und ihn in Verbindung mit dem Hinweis auf das christliche Abendland zumindest indirekt als Kampfansage gegen andere Religionen und Kulturen einzusetzen, erachten wir als Missbrauch seines Namens und der Religion“, heißt es weiter in der Stellungnahme. Die missbräuchliche Verwendung des Namens Gottes hat auch der Superintendent der evangelischen Diözese Salzburg-Tirol, Olivier Dantine, heftig kritisiert.

EVANGELISCHE KIRCHE IN MITTERBACH: „VERNEIGUNG VOR DER GESCHICHTE“

Mit einem feierlichen Festgottesdienst wurde die evangelische Kirche von Mitterbach am 16. Oktober nach großen Umbauarbeiten wieder eingeweiht. Bei den Renovierungsarbeiten wurden nicht nur notwendige Reparaturen und Instandhaltungsmaßnahmen durchgeführt. Die Gemeinde entschied sich vielmehr dazu, den gesamten Kircheninnenraum zu renovieren, um so den Bethausstil im Inneren wieder klarer erkennbar werden zu lassen. „Es handelt sich hierbei um eine kulturhistorische Renovierung“, erklärt Pfarrerin Birgit Lusche im Gespräch mit dem Evangelischen Pressedienst. „Mitterbach ist die älteste evangelische Pfarrgemeinde in Niederösterreich und die einzige Toleranzgemeinde Niederösterreichs.“

Die Kirche wurde 1785 als Bethaus errichtet. Sie durfte keinen Eingang zur Straße hin haben, keinen Turm und keine runden Fenster. Im Laufe der Zeit erlebte die Kirche viele Umbauten. Mit der Renovierung geht es jetzt wieder in Richtung Originalzustand. „Mit der Renovierung verneigen wir uns vor der Geschichte“, so Pfarrerin Lusche. Möglich wurde die Durchführung dieses großen Projekts durch die Unterstützung des Landes Niederösterreich. Der damalige Landeshauptmann-Stellvertreter Wolfgang Sobotka, jetziger Innenminister, habe sich für den Umbau starkgemacht, das Projekt initiiert und unterstützt.

BÜNKER: „EVANGELISCHE FREIHEIT WIRD DURCH VERANTWORTUNG REALISIERT“

„Evangelische Freiheit ist keine Beliebigkeit. Es ist nicht nur eine Freiheit ‚von‘ etwas, sondern immer auch eine Freiheit ‚für‘ etwas“, das schreibt Bischof Michael Bünker in einem Essay für die Wochenzeitung „Die Furche“ (Ausgabe 20. Oktober), die dem Reformationsjubiläum 2017 eine Schwerpunktberichterstattung widmet.

„Freiheit im evangelischen Verständnis wird durch Verantwortung realisiert. Der freie Mensch ist sich dessen bewusst, dass er Verantwortung für die Folgen seiner Entscheidung trägt. Diese Verantwortung verwirklicht sich dort, wo sich Menschen einsetzen für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“, so Bünker. Die Auswirkungen der Reformation blieben nicht auf die Kirche beschränkt, schreibt Bünker. „Sie trug auch den Keim einer Gesellschaft von gleichberechtigten Menschen in sich, der später die Entwicklung der modernen Demokratie mitbeeinflussen sollte.“

KÖRTNER: MORALISIERUNG VON REFORMATIONSJUBILÄUM

Der Wiener Theologe Ulrich H.J. Körtner beklagt eine Moralisierung des Reformationsjubiläums 2017. „Wie weit ist es mit dem deutschen Protestantismus gekommen, dass die EKD (Evangelische Kirche in Deutschland) auf die Idee von

ökumenischen Bußgottesdiensten aus Anlass des Reformationsjubiläums 2017 verfallen konnte – oder sich von der katholischen Kirche zu diesem Schritt überreden ließ?“, heißt es in einem Beitrag des evangelischen Sozialethikers für das Internetportal „evangelisch.de“. Dem erklärten Ziel, das 500. Reformationsjubiläum zum ökumenischen Großereignis zu machen, werde alles andere untergeordnet: „Die theologische Beschäftigung mit dem Erbe der Reformation und ihren bleibenden Impulsen bleibt an der Oberfläche haften.“ Dies markiere einen „theologischen Tiefpunkt“. Körtner erinnert an den 2014 von der Evangelischen Kirche in Deutschland vorgelegten Grundlagentext zur Vorbereitung auf das Reformationsjubiläum mit dem Titel „Rechtfertigung und Freiheit“.

„Das Projekt ‚Healing of Memories‘ verfolgt offenkundig das Ziel, den ungeliebten Text ‚Rechtfertigung und Freiheit‘ vergessen zu machen.“ Was aber besonders auffalle und störe, sei der „moralisierende Ton, den das neue Dokument anschlägt und der auch sonst in Kirche und Politik um sich greift“, sowie die begriffliche Unschärfe mit Blick auf die Themen Schuld und Sünde, beklagt Körtner. „Niemand kann anstelle von Tätern für begangene Schuld um Vergebung bitten, und niemand hat die Vollmacht, anstelle von Opfern Vergebung zu gewähren. Sünde kann zudem allein Gott vergeben“, hebt Körtner hervor. Die Aussage: „Wir bekennen unsere Schuld“ bleibe im Grunde nichtssagend, gebe aber das gute Gefühl, moralisch auf der richtigen Seite zu stehen.

MUSLIMISCHE JUGEND ÖSTERREICH FEIERTE 20-JÄHRIGES BESTEHEN

Die Muslimische Jugend Österreich (MJÖ) hat am 22. Oktober ihr 20-jähriges Bestehen mit einem großen Fest im Austria Center Vienna gefeiert. Rund 20.000 Besucher nahmen laut Veranstalter an der Feier teil. Tausende junge Frauen und Männer sowie Familien mit Kindern strömten bereits am Vormittag in die Veranstaltungshalle, wo ein buntes Rahmenprogramm mit Essensständen, einer Modenschau, einem Theaterstück und einem FIFA-Turnier geboten wurde. Einige Mädchen ließen sich die Hände mit Henna bemalen, an Verkaufsständen konnten Kopftücher in bunten Farben und Bücher erstanden werden.

Die Veranstalter waren darauf bedacht, ihre Verbundenheit mit Österreich zu zeigen. So traten die drei Vorsitzenden der MJÖ, die laut eigenen Angaben rund 30.000 Mitglieder hat, in österreichischer Tracht auf und betonten die Verbindung ihrer Organisation sowohl mit dem Glauben als auch mit Österreich. „Österreich ist unsere Heimat, die uns vertraut ist“, sagte MJÖ-Bundvorsitzender Adis Serifovic. Perspektivenlosigkeit lasse vor allem junge Menschen anfällig für Radikalisierung werden.

Die MJÖ versuche dem durch Präventionsarbeit vorzubeugen, betonte MJÖ-Vorsitzende Canan Yasar. Daher sei es auch wichtig, Bildung zu ermöglichen und Jugendliche in der Gesellschaft zu verankern. Man merke, dass das Klima

derzeit angespannter sei als früher und dass eine negative Stimmung gegenüber dem Islam in Teilen der Gesellschaft herrsche.

Bei der Veranstaltung war neben Bischof Michael Bünker auch der Präsident der Islamischen Glaubensgemeinschaft in Österreich, Ibrahim Olgun, anwesend. Kardinal Christoph Schönborn schickte eine Briefbotschaft.

GERTI ROHRMOSER NEUE DIREKTORIN DER EVANGELISCHEN FRAUENARBEIT

Die Evangelische Frauenarbeit in Österreich (EFA) hat eine neue Direktorin: Bei ihrer Herbstkonferenz in Feld am See wurde Gerti Rohrmoser zur neuen Direktorin gewählt. Durch das Ausscheiden von Pfarrerin Barbara Heyse-Schaefer als EFA-Direktorin mit 1. September 2016 war der Posten der Direktorin vakant geworden. Interimistisch wurden die Geschäfte der EFA schon seit über einem Jahr von Gerti Rohrmoser geführt.

Rohrmoser ist Mitglied der Evangelischen Kirche H.B. und seit elf Jahren Kuratorin der Pfarrgemeinde Wien-Süd. In ihrer Vorstellung betonte Rohrmoser, dass sie sich nicht als Einzelkämpferin sieht, sondern gemeinsam mit den Frauen aus allen Diözesen die Zukunft der Frauenarbeit gestalten will. Ihre Theologie sei geprägt von Karl Barth und einem ihrer Lehrer während des Theologiestudiums, Kurt Lüthi. Rohrmoser ist davon überzeugt, dass Theologie mit dem Alltag zu

tun haben muss, feministische Theologie spiele dabei eine wichtige Rolle. Mit Gerti Rohrmoser hat die Frauenarbeit erstmals eine evangelisch-reformierte Direktorin.

NÖ: SUPERINTENDENT LARS MÜLLER-MARIENBURG IN SEIN AMT EINGEFÜHRT

Mit einem Festgottesdienst in der Auferstehungskirche in Wiener Neustadt ist am 15. Oktober der neue Superintendent der evangelischen Diözese Niederösterreich, Lars Müller-Marienburg, durch Bischof Michael Bünker in sein Leitungsamt eingeführt worden. Müller-Marienburg folgt auf Paul Weiland, der im August des Vorjahres überraschend verstorben ist.

„Superintendent ist für mich kein Titel, sondern ein Ruf“, erklärte Lars Müller-Marienburg in seiner Predigt. Als Superintendent sehe er seine Aufgabe darin, „auf die Kirche zu schauen“, damit sie ihrem Auftrag nachkomme, Kirche zu sein. Müller-Marienburg möchte Hilfe anbieten, wo sie nötig ist, und auch unangenehme Dinge angehen. „Gemeinsam mit den anderen Pfarrersinnen und Pfarrern, den Lektorinnen und den Lektoren, den PresbyterInnen und allen Mitgliedern der Pfarrgemeinden möchte ich Kirche sein.“

Den „partnerschaftlichen Umgang“ zwischen der Evangelischen Kirche und dem Bundesland Niederösterreich hob Landeshauptmann Erwin Pröll in seinem Grußwort hervor. Müller-Marienburgs Vorgänger, Paul Weiland,

habe dafür einen wesentlichen Beitrag geleistet und auch großen Anteil daran, „dass die Ökumene in Niederösterreich so gut funktioniert“. Pröll sprach von der „gemeinsamen Verantwortung von Kirche und Politik, eine gedeihliche Entwicklung unserer Gesellschaft zu gewährleisten“. Seitens der Römisch-katholischen Kirche überbrachte Weihbischof Helmut Krätzl die Glückwünsche an den neuen Superintendenten. In Vertretung von Staatssekretärin Muna Duzdar gratulierte Ministerialrat Karl Schwarz vom Kultusamt. Glückwünsche kamen auch vom Vorsitzenden der Islamischen Religionsgemeinde Niederösterreich Mehmet Isik.

THOMAS HENNEFELD NEUER ÖRKÖ-VORSITZENDER

Der neue Vorsitzende des Ökumenischen Rates der Kirchen in Österreich (ÖRKÖ) heißt Thomas Hennefeld. Die Delegierten der 16 Mitgliedskirchen wählten den Landessuperintendenten der Evangelisch-reformierten Kirche bei der jüngsten Vollversammlung in Wien zum neuen Vorsitzenden. Er folgt auf den methodistischen Pastor und früheren Superintendenten Lothar Pöll, der den Vorsitz seit 1. Jänner 2014 innehatte.

Zu stellvertretenden Vorsitzenden wurden der Linzer römisch-katholische Bischof Manfred Scheuer und der serbisch-orthodoxe Bischof Andrej Cilerdzic gewählt. Weitere Mitglieder des neuen Vorstands sind die lutherische Oberkirchenrätin Ingrid Bachler, die

methodistische Pastorin Esther Handschin, der altkatholische Bischof Heinz Lederleitner und Abuna Lukas von der Koptischen Kirche. Auch ÖRKÖ-Pressesprecher Erich Leitenberger wird wieder dem Vorstand angehören. Der neue Vorsitzende und der neue Vorstand werden ihre Tätigkeit mit 1. Jänner 2017 aufnehmen.

HELENE MIKLAS ENTDECKT VERSCHOLLEN GEGLAUBTE FESTSCHRIFT

Sie galt lange Zeit als verschollen: die Festschrift „Progymnasmata Scholae Losdorpianae“ aus dem Jahr 1595. Laut einem Artikel von Karoly Karner, der den Titel „Eine Evangelische Kirchenbibliothek aus der Zeit der Gegenreformation“ trägt und im Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich 68/1952 erschienen ist, sollte sie sich in der Kirchenbibliothek von Sopron befinden. Dort aber wurde sie nicht mehr gefunden.

Nun wurde das Original in der Nationalbibliothek Budapest von der Theologin und Religionspädagogin Helene Miklas entdeckt und digitalisiert an die Schallaburg übersandt. Dort wird sie in der Sonderausstellung „Freiheit und Bildung – 500 Jahre Reformation 2017“ eine Rolle spielen. Von der „Hohen Schule“ in Loosdorf, die als Landschaftsschule im 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts mit ihrem reformpädagogischen Programm eine große Rolle spielte, ist außer der Originalschulordnung und einigen Frag-

menten von Schulheften, die aus dem Einband der ersten Loosdorfer Taufmatriken gewonnen werden konnten, nichts mehr an Originaldokumenten übrig. Die öffentlichen Reden und Disputationen aus der Festschrift geben Einblick in den Schulalltag und zeigen unter anderem die hohe Qualität des Unterrichts.

DIAKONIE BILDUNG: QUALITÄT DES KINDER- GARTENS HÄNGT VON PERSONALSITUATION AB

„Was machen wir mit unseren Kindergärten?“, diese Frage stand im Zentrum eines Diskussionsabends mit hochkarätigen VertreterInnen aus dem Bereich der Elementarbildung und Erziehungswissenschaft am 19. Oktober in Wien. Gerade in der Bundeshauptstadt wurde in den vergangenen Monaten viel über Kindergärten diskutiert, ausgehend von der Studie zu den Islamischen Kindergärten, aber auch ausgelöst durch die missbräuchliche Verwendung von Fördergeldern durch einen privaten Kindergartenbetreiber.

Im Gespräch wurde relativ schnell deutlich, dass die Institution Kindergarten vor vielen Herausforderungen steht: Schwierigkeiten bei der Suche nach qualifiziertem Personal, Geldmangel, aber auch die Frage, wie Qualitätskontrolle sichergestellt werden kann. „Die Qualität des Kindergartens hängt mit der Personalsituation eng zusammen“, erklärte Dagmar Petrovitsch von der Diakonie Bildung. „Nur wenige, die ausgebildet

sind, ergreifen den Beruf. Vor allem die jungen ElementarpädagogInnen schmeißen schnell wieder hin, weil sie an sich selber gestellten Anforderungen scheitern.“

Hier brauche es viel Unterstützung seitens der Träger. Dazu komme, dass sich der Beruf in den vergangenen Jahren sehr stark gewandelt habe. Die Anforderungen der Eltern haben sich geändert, darüber hinaus nehme die Betreuung von unter dreijährigen Kindern zu.

KINDERNOTHILFE ÖSTERREICH FEIERT 20-JÄHRIGES BESTEHEN

20 Jahre, 20 Millionen Euro für Kinder in aller Welt – so lautet die Bilanz der Kindernothilfe Österreich anlässlich ihres 20. Geburtstages. Um langfristig Projekte für bedürftige Kinder besser absichern zu können, hat die Kindernothilfe Österreich nun auch eine gemeinnützige Stiftung gegründet.

1996 wurde sie mit dem Ziel gegründet, möglichst vielen Kindern in den ärmsten Regionen der Welt eine bessere Zukunft zu schaffen. Seither konnte die Kindernothilfe Österreich laut eigenen Angaben dank der Paten und Spender mehr als 20 Millionen Euro in Projekten für Kinder in Not einsetzen, darunter etwa für Schulbildung für Mädchen in Indien, für umfassende Betreuung von Aids-Waisen in Malawi oder ausreichende Ernährung und Gesundheitsvorsorge für Bergbauernkinder in Bolivien.

Ausland

HISTORISCHES GEBET: PAPST ZUM REFORMATIONEN- JUBILÄUM IN SCHWEDEN

Mit einer historischen Geste hat Papst Franziskus zum Auftakt der Feiern zum Gedenken an die Reformation vor 500 Jahren eine weitere Annäherung von Katholiken und Protestanten verlangt. „Wir dürfen uns nicht mit der Spaltung und der Entfremdung abfinden, die durch die Teilung unter uns hervorgerufen wurden“, sagte der Papst am 31. Oktober im südschwedischen Lund. Dort stand er erstmals mit Spitzenvertretern des Lutherischen Weltbundes am Altar, um zum Gedenken der Reformation gemeinsam Gottesdienst zu feiern.

„Wir haben die Gelegenheit, einen entscheidenden Moment unserer Geschichte wieder gutzumachen“, sagte der Papst. „Wir Katholiken und Lutheraner haben begonnen, auf dem Weg der Versöhnung voranzugehen“, so Franziskus in seiner Predigt. Kontroversen und Missverständnisse hätten verhindert, dass man einander verstehe. Diese müssten nun überwunden werden. Die Spaltung der Evangelischen und Katholischen Kirche sei weniger vom „Gottesvolk“ als von „Vertretern weltlicher Macht“ aufrecht erhalten worden.

Martin Junge, Generalsekretär des Lutherischen Weltbundes, sagte, der „historische Moment“ sei eine Gelegenheit für Katholiken und Protestanten, sich „von

einer Vergangenheit zu distanzieren, die vom Konflikt und der Spaltung getrübt wurde“. Die ökumenischen Bestrebungen untermauerten Franziskus und der Präsident des Lutherischen Weltbundes (LWB), Munib Younan, in einer gemeinsamen Erklärung. „Während die Vergangenheit nicht verändert werden kann, kann das, woran man sich erinnert und wie man sich erinnert, verwandelt werden“, hieß es darin. Man wolle sich wieder verpflichten, sich vom Konflikt zur Gemeinschaft zu bewegen.

Im Dom gab es nach der Unterzeichnung Applaus. Die Erklärung geht auch auf einen Knackpunkt ein: das gemeinsame Abendmahl. Viele Gläubige sehnten sich danach, „die Eucharistie in einem Mahl zu empfangen als konkreten Ausdruck der vollen Einheit“. Änderungen werden allerdings nicht formuliert.

WELTKIRCHENRAT FORDERT HILFE FÜR VERFOLGTE IRAKISCHE CHRISTEN

Der Weltkirchenrat hofft auf eine Rückkehr von Hunderttausenden geflüchteten Christen in ihre Heimatgebiete im Irak. Nach einer möglichen Befreiung von Mossul und anderer Gebiete von der Terrormiliz „Islamischer Staat“ müsse die irakische Regierung den heimkehrwilligen Christen aktiv helfen, fordert der Internationale Direktor des Weltkirchenrates, Peter Prove. „Die angelaufenen militärischen Operationen der irakischen Armee und ihrer Verbündeten gegen den ‚Islamischen Staat‘ bedeuten zunächst

aber noch mehr Gewalt, Blutvergießen und Leid“, sagte Prove.

Iraks Armee startete Mitte Oktober eine Offensive, um Mossul und andere Orte von den Extremisten zu befreien. Nach einem Sieg über den „Islamischen Staat“ müsse die Regierung in Bagdad den Christen ein Leben frei von Angst, Diskriminierung und Verfolgung garantieren, betonte Prove. Die seit 2000 Jahren im Irak ansässigen Christen seien eine Bereicherung und könnten helfen, das zerrüttete Land wieder aufzubauen.

BEDROHTE CHRISTEN IN ASYLHEIMEN: „OPEN DOORS“ ERNEUERT VORWÜRFE

Die Organisation „Open Doors“ hat ihre Vorwürfe über die Bedrohung von vor allem christlichen Flüchtlingen in deutschen Asylunterkünften erneuert. Laut einem am 17. Oktober in Berlin vorgestellten Bericht hat sie Kenntnis über 743 Fälle, in denen Christen und Jesiden Opfer von Diskriminierung, Bedrohung oder sogar Gewalt wurden. Der geschäftsführende Vorstandsvorsitzende Markus Rode erneuerte den Vorwurf der Organisation, es handele sich um eine „bundesweite Situation“, auf die die Politik nicht angemessen reagiere.

Bereits im Mai hatte die Organisation einen ersten Bericht zu dem Thema vorgelegt, dessen Aussagen jedoch Zweifel weckten. Der neue Bericht dokumentiert Fälle aus allen Bundesländern außer Sachsen. Die Verteilung ist aber erneut

nicht repräsentativ für die Verteilung von Flüchtlingen in Deutschland. Die meisten Fälle (146) stammen demnach abermals aus Berlin. Beim letzten Bericht sorgte unter anderem für Kritik, dass ein großer Teil der Flüchtlinge aus einer einzigen Gemeinde in Berlin stammte. Wie viele Einrichtungen oder Gemeinden sich diesmal hinter den Fällen verbergen, blieb beim neuen Bericht ebenfalls offen. Die meisten Befragten (674) erlebten Anfeindungen oder Angriffe dem Bericht zufolge durch andere Flüchtlinge, 205 teilweise zusätzlich durch Wachpersonal.

NEUER LUTHERISCHER BISCHOF FÜR SIBIRIEN GEWÄHLT

Alexander Scheiermann ist neuer Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche Ural, Sibirien und Ferner Osten. Die Synodalen der flächenmäßig größten lutherischen Kirche der Welt hätten den 49-jährigen Theologen in Omsk mit 18 Ja-Stimmen, einer Gegenstimme und zwei Enthaltungen gewählt, teilte die Stiftung Marburger Mission am 15. Oktober mit. Der dreifache Familienvater tritt die Nachfolge des im September gestorbenen Bischofs Otto Schaude an. Die offizielle Amtseinführung ist für den 23. April 2017 in Omsk geplant.

Als Bischof wolle er vor allem neue Mitarbeiter gewinnen und schulen sowie Lösungen für die Finanzierung der Gemeindegemeinschaft und „treue Beter“ finden, sagte Scheiermann nach der Wahl. Sein Aufgabengebiet erstreckt sich über

neun Zeitzonen und eine Fläche 40-mal so groß wie Deutschland. Zu seiner Kirche gehören den Angaben zufolge 136 Gemeinden mit russlanddeutschen Wurzeln und rund 5000 Mitgliedern zwischen dem Ural und Wladiwostok am Pazifik.

QUEREINSTIEG INS EVANGELISCHE PFARRAMT

Angesichts des Nachwuchsmangels bei evangelischen Pfarrern wollen die Hochschulen einen Quereinstieg in den Pfarrberuf erleichtern. Der Evangelisch-theologische Fakultätentag verabschiedete am 8. Oktober auf seiner Plenarversammlung in Münster eine entsprechende Rahmenverordnung für ein berufsbegleitendes Theologiestudium. Die Reform sei nötig, weil sich in der evangelischen Kirche ein Theologemangel abzeichne, sagte der Vorsitzende des Fakultätentages, Professor Wolfram Kinzig von der Universität Bonn.

In der neuen Rahmenordnung ist der Erwerb eines „Master of Divinity“ vorgesehen. Mit diesem Masterstudiengang, der sowohl berufsbegleitend als auch in Vollzeit absolviert werden kann, soll Menschen in einem späteren Lebensstadium der Zugang zum Pfarrdienst ermöglicht werden. Zugangsvoraussetzungen für diesen Studiengang sind ein abgeschlossenes Bachelorstudium und eine fünfjährige Berufserfahrung in einem kirchennahen Bereich, etwa als Diakon oder Kirchenjurist. Die Studienzeit des Masterstudiengangs ist gegenüber dem grundständigen Theologie-Vollstudium, das

fünf bis sechs Jahre dauert, erheblich reduziert. Der Beschluss des Fakultätentages ist für alle 19 evangelisch-theologischen Fakultäten an deutschen Universitäten und die beiden Kirchlichen Hochschulen Wuppertal/Bethel und Neuendettelsau verbindlich und Grundlage für deren Prüfungsordnung. Derzeit gibt es nur an zwei staatlichen Universitäten, in Marburg und Heidelberg, berufsbegleitende Theologie-Studiengänge. Die Absolventen werden jedoch nicht von allen Landeskirchen für das Vikariat zugelassen.

MASSENTIERHALTUNG IST „PERVERSION“

Der Theologe Ulrich Seidel hat Massentierhaltung als „Perversion und eine Sünde“ bezeichnet. Mensch und Tier seien „Verwandte, also müssen wir anderes Leben auch wie Verwandtschaft behandeln“, sagte er am 9. Oktober bei einem „Kirchentag Mensch – Tier – Schöpfung“ in Dortmund. Das Christentum stehe für Mitgefühl mit Schwächeren und mit jenen, die sich nicht wehren können. Das gelte auch für Tiere. Daher gebe es „eine starke christliche Legitimation für eine fleisch- und tierfreie Ernährung“. Seidel bezeichnete es als Hochmut, sich über Tiere zu stellen und sie wie Sachen auszubeuten. Viele Christen hätten zum Thema Schöpfung offenbar nur die ersten Seiten der Bibel gelesen, in denen der Mensch als Krone der Schöpfung erscheine, kritisierte der Pfarrer, der Vorsitzender des Vereins „Aktion Kirche und Tiere“ ist. Andere Texte relativierten diese Sicht jedoch.

Evangelischer Bund in Österreich

*aktuell – zeitgemäß –
der Bibel verbunden*



Der Evangelische Bund ist ein auf Vereinsbasis organisierter Zusammenschluss evangelischer Christen. Seine Hauptaufgabe ist die Begleitung von Menschen auf dem spannenden Weg ihres Evangelisch-Seins.

Aktivitäten:

- Herausgabe der Zeitschrift „Standpunkt“, die viermal im Jahr interessante und aktuelle Beiträge zu Themen des Glaubens und der Kirche bringt
- Durchführung von Tagungen und Vorträgen; Verbindungen mit internationalen konfessionskundlichen Einrichtungen
- Unterstützung evangelischer Studenten und Gemeinden durch Stipendien, Literatur und Schriften
- Hilfe für evangelische Christen in der Diaspora

Informationen:

evangelischerbund@evangelischerbund.at

www.evangelischerbund.at

Evangelischer Bund, Ungarg. 9/10, A-1030 Wien

Obfrau Pfarrerin Dr. Birgit Lusche: 0699/188 77 313